Alexander Vömel

(1863 — 1949)

Ein jeder Christ hat in der Welt einen besonderen Auftrag Gottes zu erfüllen. Als ein Baustein am „geistlichen Hause“ wird er von Gott gerade dorthin gestellt, wo er den größten Segen verbreiten, wo er Gott am meisten ehren kann.

Alexander Vömels Aufgabe auf Erden war, in allen Lagen Gottes Führung zu ver­trauen und seinen Mitmenschen zu zeigen, daß er „seine Heiligen wunderbar führt“ (Psalm 4,4), daß er ihnen Wege ebnet und Türen aufschließt, ohne daß sie in ruhe­loser Streberei und ängstlichem Sorgen sich selbst „gürten“ müssen. Vömel konnte aus eigener Erfahrung bezeugen: „Es gehört zu den schönsten Erfahrungen eines gläubigen Kindes Gottes, daß es sich in den wich­tigsten Entscheidungen ,geführt“ weiß.“

Sowohl in der Schweiz wie später in Frank­furt, seiner geliebten Vaterstadt, wirkte Alexander Vömel als Prediger und Seel­sorger an Minoritätsgemeinden in großem Segen. Sowohl diesseits wie jenseits des Rheins hat er auch heute noch treue Freunde.

Band 69 der Sammlung
.Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

Alexander Vömel

Ein Leben unter Gottes Führung

Von

Alfred Stucki

BRUNNEN-VERLAG • GIESSEN UND BASEL

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

Zum Geleit 5

Im Elternhaus 7

[In Gottes Führung 14](#bookmark2)

[Studienjahre in Basel 23](#bookmark3)

[Das Pfarramt am Bodensee 30](#bookmark4)

[Allerlei Erfahrungen 45](#bookmark5)

[Kurpastor in den Sdrweizerbergen ... 50](#bookmark6)

[An der Christuskirche in Frankfurt ... 56](#bookmark7)

[Der Schriftsteller 68](#bookmark8)

[Zur Heimat hin 74](#bookmark9)

Copyright 1954 by Brunnen-Verlag, Gießen
Druck: Buchdruckerei Hermann Rathmann, Marburg/Lahn

ZUM GELEIT

Alexander Vömel, der Sproß eines alten Frankfur­ter Geschlechtes und Nachkomme Jung-Stillings, ist in zwei Erdreichen verwurzelt. In Deutschland ge­boren und aufgewachsen, empfing er in der Schweiz seine theologische Ausrüstung und verbrachte seine besten Mannesjahre als Seelsorger einer thurgau- ischen Minoritätsgemeinde, um dann wieder in sein Heimatland zurückzukehren, dort weiter im Segen zu wirken und seine letzten Tage zu verbringen.

Als vortrefflicher Prediger, gewissenhafter Jünger Jesu und Verfasser zahlreicher wertvoller christ­licher Bücher hat er diesseits und jenseits des Rhei­nes tiefe Segensspuren hinterlassen.

Vorliegendes Lebensbild beruht auf Vömels eige­nen handschriftlichen Aufzeichnungen und den Mit­teilungen seiner nächsten Angehörigen, die mir be­reitwilligst zur Benützung überlassen worden sind.

Dürnten (Zürich)

Alfred Stucki

Im Elternhaus

Eine Schar frommer Vorfahren sein eigen nen­nen zu dürfen, ist ein Schatz, viel kostbarer als Silber und Gold. Auch Alexander Vömel, der am 21. Juli 1863 in Frankfurt (Main) das Licht der Welt erblickte, stand unter einer solchen „Wolke von Zeugen". Er entstammte einem Geschlecht, das von Generation zu Generation auf Gottes Wegen wandelte und das unverfälschte Evange­lium hochhielt. Das kommt schon im Vömel - sehen Familienwappen zum Ausdruck, das auf einem blauen Schilde ein von Rosen umranktes Kreuz aufweist.

Da ist der gottinnige Großvater Johann Theo­dor Vömel (1791—1868), Ehrendoktor der Theo­logie und Philosophie, Direktor des Frankfurter Gymnasiums und Verfasser einer — zwar nur teilweise im Druck erschienenen — Bibelüber­setzung. Er entstammte mütterlicherseits einem einst reichen, hochgestellten Hugenottenge­schlecht, das zu Ende des 17. Jahrhunderts in Deutschland eine neue Heimat fand, und dessen edle Herkunft noch bei einer Reihe von Nach­kommen zum Ausdruck kam, indem sie sich durch eine gewisse adelige Haltung und eine Leichtigkeit im Verkehr mit Hochgestellten aus­zeichneten. Seine Gattin war die Tochter des an­gesehenen Heidelberger Theologieprofessors Schwarz und eine Enkelin des berühmten from­men Augenarztes Jung-Stilling in Karlsruhe.

Da ist auch Vater Alexander Vömel (1822 — 1870), der nach langen Jahren der Ausbildung im In- und Ausland (Paris und Wien) sich 1855 endgültig in Frankfurt (Main), dem damaligen Zentrum des deutschen Buches, als Buchhändler niederließ, und in dessen Laden auch der in der Nähe wohnende Fürst Bismarck verkehrte. Vater Vömel war ein tiefgläubiger Mann, der seines großen Gebetseifers wegen in jungen Jahren von seinen Kameraden viel Spott erdul­den mußte. Auch seine treue Gattin, Maria geb. Langewiesche aus Barmen, war eine Beterin. Von dieser seiner trefflichen Mutter, die später 33 Jahre lang im Witwenstande lebte, lernte der junge Alexander in bezug auf sein Glaubens­leben Wertvolles. „Ich darf", berichtet er, „wohl sagen, daß ich ihr das Beste meines Lebens ver­danke: eine frühe Hinneigung zum Herrn, mei­nem Erlöser, und eine frühe Beschäftigung mit der Heiligen Schrift. In ihrer Fürbitte lag auch für mich ein großer Segen, der mich durchs Le­ben in heilsamer Weise begleitete."

Ueber seine am 9. August 1863 durch Groß­vater Joh. Th. Vömel nach reformiertem Brauch vollzogene Taufe schrieb er später die beachtens­werten Worte: „Nicht nur das spätere Bewußt­sein, daß dieser feierliche Akt von einem mir so nahestehenden Theologen vollzogen worden war, machte mir zeitlebens meine Taufe wichtig, sondern vielmehr deren Bedeutung. Wenn ich darin auch nicht die Wiedergeburt finden konnte,

8

so war sie mir doch die Bestätigung und Versie­gelung des Gnadenrates Gottes durch Christus für jedes einzelne Menschenkind, auf dessen Stirn einige Tropfen Wasser fielen, und dessen Name nun für immer und ewig mit dem Namen des dreieinigen Gottes verknüpft sein sollte. Mir war die Berufung von seiten des Herrn zum Got­teskinde sehr tröstlich. Die Antwort darauf soll­te dann — wie ich meine Konfirmanden später immer lehrte — an der Konfirmation gegeben werden."

Großvater Langewiesche seinerseits widmete dem Kleinen zur Taufe ein langes Gedicht mit der immer wiederkehrenden Mahnung als Re­frain: „Alexander, Alexander, mache deinem Namen Ehre!"

Alexanders Jugendzeit, die er zusammen mit seiner um 4 Jahre älteren Schwester Clara und dem um 5 Jahre jüngeren Bruder Rudolf, dem späteren Pfarrer der reformierten Gemeinde von Gruiten im Rheinland, verlebte, war nicht beson­ders sonnig. Der Kleine hatte eine recht zarte Gesundheit und ein empfindliches Nerven­system, und niemand hätte ihm eine körperliche und geistige Frische bis ins höchste Greisenalter zu prophezeien gewagt. Seine erste Schulzeit mußte öfters wegen Krankheit unterbrochen werden. Er gehörte zu den Kindern, die sich langsam und spät entwickeln. Mehr als zu dem viel abwesenden Vater fühlte er sich zur Mutter hingezogen. Großen Eindruck auf sein jugend­

9

liches Gemüt machte der „Struwwelpeter" des Frankfurter Arztes Hoffmann.

Zur Zeit von Vömels Geburt war das damals rund 75 000 Einwohner zählende Frankfurt noch eine Freie Reichsstadt, und er war zeitlebens stolz darauf, noch als freier Reichsstädter ge­boren worden zu sein. Dieses Alt-Frankfurt war eine Stadt, in der der Krämergeist noch nicht in dem Maße das Uebergewicht gewonnen hatte wie in manch andern deutschen Handelsstädten. Das Leben wickelte sich überaus gemächlich und gemütlich ab, und Kunst und Wissenschaft wur­den reichlich gepflegt. Drei Jahre später aber, im Kriege Preußens gegen Oesterreich, Sachsen und die deutschen Südstaaten, hatte es mit der Freien Stadt ein Ende: Am 16. Juli 1866 mar­schierten zum großen Aerger der Einwohner die Preußen in die Stadt ein. „Auch mein Vater und Großvater", bemerkt Vömel, „kamen nicht so leicht über diesen Wechsel, daß aus der Freien Reichsstadt nun eine preußische Stadt wurde, hinweg." Zeitlebens blieb es Vömel in Erinne­rung, wie nun fortan des Königs Geburtstag ge­feiert wurde, was u. a. dadurch zum Ausdruck kam, daß die Postillone, wenn sie mit ihren Wa­gen durch die Straßen fuhren, Federbüsche an ihren Helmen trugen. Auch der schwere Brand, dem am 15. August 1867 der ehrwürdige Frank­furter Dom, zum Leidwesen der ganzen Bevölke- lung, zum Opfer fiel, beeindruckte ihn tief.

Welch köstliche Erinnerungen hatte Vömel

10

auch an die Weihnachtszeit in Alt-Frankfurt! Da war der „Christkindchesmarkt", wo es für die Jugend so mancherlei zu sehen und zu bestau­nen gab. Droben auf dem Römerberg waren all die Buden aufgebaut, an denen das große und kleine Volk vorüberzog, um sich da und dort et­was für den Weihnachtstisch daheim zu kaufen. „Der äußere Wert der Weihnachtsgaben", schreibt Vömel in seinen Erinnerungen, „mag in meinen späteren Jahren größer gewesen sein; aber was fragt ein unverdorbenes Kind nach ma­teriellen Werten, wenn nur sein Gemüt befrie­digt wird und irgendein kindlicher Wunsch zur Erfüllung kommt! Bei Weihnachten gilt es doch mehr als anderswo: O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!"

Unvergeßlich blieb ihm eine Weihnachtsfeier bei den Großeltern Langewiesche in Barmen. Er berichtet: „Eine meiner Tanten wollte mir eine besondere Freude machen und erschien in ein großes, weißes Gewand gehüllt vom Balkon aus, auf den sie scheinbar als Engel herniederge­schwebt war. Vielleicht wollte sie den Engel der Verkündigung darstellen. Daß es mir dabei feierlich und zugleich etwas gruselig zumute war, ist begreiflich. Aber die Sache war mir wohl doch etwas zweifelhaft; denn ich erinnere mich, daß ich am Abend in meinem Bettchen fragte, ob denn das ein wirklicher Engel gewesen sei. Man sagte mir, wenn ich folgsam sei, würden mich die Engel unsichtbar begleiten. Man meint so

leicht, Kindern könne man etwas vormachen; aber sie haben, mehr als die Erwachsenen im allgemeinen denken, einen guten Unterschei­dungssinn für Schein und Wirklichkeit."

Schon in seinem 8. Lebensjahr verlor Alexan­der seinen Vater, und die Mutter zog mit ihren Kindern nach Godesberg zu Vater Lange- wiesdie, dem früheren Buchhändler und Schrift­steller, der dort im Ruhestand lebte. Godesberg, dieser schöne Rheinort, war damals noch recht klein und die Bevölkerung fast durchwegs ka­tholisch; nur 211 evangelische Personen lebten im Städtchen und in den umliegenden Dörfern. Eine evangelische Kapelle bestand erst seit 1856, wozu im Jahre 1864 noch ein Pfarrhaus und eine evangelische Schule kamen. Zum Aufblühen des berühmten Kurortes und vorab der evangeli­schen Gemeinde und ihres Schulwesens trug der damalige Pfarrer Julius Axenfeld viel bei. Er gründete auch das dortige Pädagogium, in das Alexander im Alter von 10 Jahren eintrat. Dort lernte er Latein, zu dem später noch Französisch und Griechisch kamen. Er berichtet über jene Zeit:

„Unsere Lehrer am Pädagogium gaben sich viel Mühe mit den einzelnen Schülern. Ein Zei­chen, daß man in dieser Schule den redlichen Willen hatte, die einzelnen Schüler zu fördern. Geschah das bei dem einen Lehrer mit Milde, so bei einem anderen mit Strenge."

12

Zu den Schulstunden kam alsbald auch der Konfirmandenunterricht, den Pfarrer Axenfeld mit viel Eifer und Hingebung erteilte. Infolge der kleinen Zahl von Konfirmanden kam der ein­zelne Schüler immer wieder dran, und es hieß tüchtig auswendig lernen. Ueber seine Konfir­mation im April 1878 berichtet Vömel:

„Ich habe diesen Tag vielleicht ernster genom­men als manche andern. Noch gut kann ich mich in die Gedanken und Gefühle versetzen, die ich an diesem wichtigen Tage hatte. Axenfeld ließ jeden einzelnen Konfirmanden vorher zu sich kommen und redete ihm ins Herz. Mir gab er den Konfirmationsspruch aus Röm. 8, 38—39 (Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben . . . uns zu scheiden vermag von der Liebe Gottes, die da ist in Christo Jesu, unserm Herrn). In der Folgezeit habe ich erkannt, daß in dieser Wahl etwas Providentielles lag. Immer wieder bin ich in meinem langen Leben innerlich zu diesem Text zurückgekehrt, und oftmals, besonders auch an für mich persönlich wichtigen Gedenktagen und Jubiläen, habe ich über dieses mir so teure Gotteswort gepredigt."

Zu jener Zeit war es auch, daß Vömel erstmals das gnädige Eingreifen Gottes auf menschliches Gebet erfuhr, was ihm zeitlebens unvergessen blieb. Er schreibt: „Eine andere Erinnerung an die Godesberger Jahre war die schwere Diphthe­rie-Erkrankung meines kleinen Bruders. Man kannte ja damals die späteren Abwehrmittel ge­

13

gen diese mit Recht gefürchtete Krankheit noch nicht. Auch stand sie wegen der damit verbun­denen Ansteckungsgefahr in bösem Ruf. Wochen­lang war ich im Hause von meinem Bruder und seiner treuen Pflegerin, unserer Mutter, ge­trennt. Eines Tages erklärte der Arzt, wenn es morgen nicht besser sei, wäre die Ueberführung des Kleinen in die Klinik unumgänglich, damit der Luftröhrenschnitt gemacht würde. Davor aber hatte meine zartfühlende Mutter große Angst. Wunderbarerweise aber war die Krank­heit am nächsten Morgen besser. Ich hatte in der Folgezeit stets den Eindruck, daß unsere Mutter die Nacht im Gebet verbracht hatte und der gnä­dige Gott ihr Erhörung schenkte."

In Gottes Führung

Ein Leben in Gottes Führung ist das aller­sicherste, leichteste Leben. Man geht durch offe­ne Türen; die Sorgen sind uns abgenommen; denn Gott gibt uns stets das, was wir tatsächlich bedürfen. Er leitet uns auf rechter Straße und ebnet unsern Pfad.

Alexander Vömel lernte es schon früh, sich Gottes Führung anzuvertrauen und seine Hoff­nung ganz auf denHerrn zu setzen.Es war haupt­sächlich die Lebensgeschichte seines Ururgroß- vaters Jung-Stilling, die ihn mit diesem köst­lichen Weg bekannt machte. Er schreibt darüber am Ende seines Lebens;

14

„Schon in meinen frühen Knabenjahren las ich mit großem Eifer die bekannte Selbstbiographie Jung-Stillings, ja, ich lebte mich ganz hinein in das Wesen und die merkwürdige Lebensführung dieses hervorragenden, geistvollen Christen. Da trat mir zum ersten Male die ganz persönliche göttliche Leitung in einem Menschenleben ent­gegen. Es lag in dieser Lektüre offenbar etwas Providentielles für mich. Wie derjenige Stillings war auch mein Weg nicht der gewöhnliche. Auch ich durfte in ganz besonders einschneidenden Entscheidungen meines Lebens eine bestimmte göttliche Leitung erfahren. Wie er, wußte ich mich geführt von einer treuen, unsichtbaren Hand. Schon in meinen Knabenjahren hatte ich das Bewußtsein, daß ich auf meinen Erlöser ange­wiesen sei, daß ich ihm in allen inneren und äußeren Dingen vertrauen dürfe. Hatte ich kei­nen irdischen Vater mehr, so war ich um so mehr auf den himmlischen angewiesen. Waren meine körperlichen Kräfte schwächer als diejenigen der meisten andern Knaben meines Alters und durch ein Kopfleiden zum Teil auch meine geistigen Fähigkeiten herabgedrückt, so mußte ich beten und mich auf den Beistand von oben verlassen. Stilling hat mich darin sehr bestärkt."

Die Jahre nach seiner Konfirmation waren für Vömel nicht leicht. Immer mehr wurde er von nervösem Kopfweh geplagt — wahrscheinlich als Nachwirkung eines in den Kindheitsjahren erlittenen Sturzes —, das ihn am Lernen stark

15

hemmte und ihm und den Seinen im Hinblick auf sein irdisches Fortkommen große Sorge machte. Was sollte aus ihm werden, welchen Beruf sollte er ergreifen, dessen Herzenswunsch es war, einst Theologie zu studieren? Doch auch in diesem Falle sollte Gott alles herrlich hinausführen, so daß Vömel bezeugen konnte: „Mein Leiden zeigte sich als Hemmung; aber in reiferen Jah­ren hatte ich den Eindruck, daß es eine Hem­mung zur Förderung des inneren Menschen war. Ich denke dabei an jene mir später so wertvolle Schriftstelle in Philipper 1, 12: ,Wie es um mich steht, das ist nur mehr zur Förderung des Evan­geliums geraten.' Auch las ich später eine Schrift mit dem Titel: ,Des Christen Hemmung lauter Förderung', die mir einleuchtete und aus meiner Erfahrung ihre Bestätigung fand. Auch das Wort an Paulus in 2. Kor. 12, 9: ,Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig' paßte wohl auf meine Lage. Und wie oft wurde ich an Klagel. Jer. 3, 27 erin­nert: ,Es ist ein köstlich Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage'! Freilich blei­ben uns für diese Zeitlichkeit Rätsel. Wir können nicht alles ergründen, sondern sind auf Glauben und Vertrauen, aufs Hoffen und Harren ange­wiesen. Das mag auch genügen. Zwischendurch läßt es uns dann der Herr an einzelnen Ermun­terungen nicht fehlen, da er uns zeigt, wie er seine weise Hand im Spiele hat und alles zu einem guten Ende führt. So schwer mir auch mein Leiden als Hemmschuh für mein Fortkom-

16

men auf Erden war, ungetröstet war ich eigent­lich nie, sondern wußte mich geführt. Ich konnte Emil Frommeis Ausspruch aus meinen eigenen Erfahrungen verstehen: .Jeder Mensch hat einen Kirchhof im Herzen, worin viele Wünsche und Hoffnungen begraben sind. Wohl ihm, wenn auf den Kreuzen steht: Friede sei mit dir!“ Der Christ weiß sich auch bei den größten Verwick­lungen in Gottes Vaterhand und traut es seinem himmlischen Führer zu, daß er zur rechten Zeit einen noch so verwickelten Knoten zu lösen ver­steht und im Leben seiner Kinder doch alles endlich herrlich hinausführt."

Da dem Jungen das Studium versagt zu sein schien, wurde ihm geraten, die humanistische Bildung mit der realistischen zu vertauschen. Im Pädagogium war beides vorgesehen. So traten nun bei ihm für eine Zeitlang an Stelle der alten die neuen Sprachen sowie eine gewisse Ausbil­dung in Physik und Chemie. Doch das Hantieren mit Retorten u. dgl. im Laboratorium der Schule sagte ihm wenig zu; er fühlte sich innerlich nicht wohl dabei. Sein Drang nach humanistischer Bil­dung war zu stark.

Die gute Mutter aber ließ nichts unversucht, eine Heilung der Krankheit herbeizuführen. Eines Tages suchte sie mit Alexander einen Pro­fessor in Bonn, einen Spezialisten auf, der „mei­nen Kopf betastete und dafür zu meinem Erstau­nen ein Goldstück bekam, aber helfen konnte auch er nicht". Später ließ Alexander sich von

2 Vömel

17

seiner Mutter dazu bewegen, zwei schlichte, fromme Männer aufzusuchen, die im Rufe stan­den, eine besondere Gebetskraft für Kranke zu haben. Die beiden Gottesmänner führten ihn in eine Versammlung, wo sie unter Handauflegung mit ihm beteten und dann ihm erklärten: „Jesus Christus hat dich gesund gemacht!" Vömel spür­te zwar vorläufig noch keine Besserung seines Leidens, doch schreibt er das spätere Verschwin­den der Krankheit der Gebetskraft jener Männer zu, „denn nach meinen langjährigen Beobachtun­gen gibt Gott seine Verheißungen und Seg­nungen lange voraus, ehe sie praktisch zu ihrer Verwirklichung kommen".

Die letzte Zeit im Pädagogium ging es mit der Gesundheit des Jungen leidlich. Er interessierte sich besonders für Geschichte und Literatur. Ge­legentlich übten er und seine Kameraden sich auch in der Deklamation und in der Darstellung gelesener Stücke, wie z. B. Heinrich v. Kleists Drama „Prinz von Homburg". Seine Lieblings­arbeiten waren die deutschen Aufsätze. Als die Krone aller Schulgedichte, die es zu lernen galt, erachtete er Schillers „Lied von der Glocke". Da­neben vertiefte er sich reichlich in allerlei Bio­graphien, und manches Menschenschicksal nahm ihn so gefangen, daß es lebendig vor seine Seele trat.

Eine besonders freundliche Fügung Gottes war es auch, daß Vömel früh schon in einen Kreis gläubiger Christen hineingestellt war und

18

mit einer Schar bedeutender Gottesmänner des In- und Auslandes bekannt wurde, wie z. B. Georg Müller aus Bristol, Pearsall Smith aus Amerika, Pfarrer Otto Stockmayer ausHauptwil, Theologieprofessor D. Christlieb aus Bonn, Mis­sionsdirektor Dr. Fabri aus Barmen und Evange­list Elias Schrenk, von denen er viel Wertvolles für sein Innenleben empfing. Es waren Men­schen mit den verschiedensten Glaubensansich­ten, die aber dennoch alle auf ihre Art treue Nachfolger Christi waren. „Es schadet jungen Leuten nichts, wenn sie die verschiedenen Er­scheinungen des Glaubenslebens kennenlemen und zu unterscheiden wissen zwischen der ge­sunden Lehre des Evangeliums und allerlei menschlichen Fündlein", bemerkt Vömel dazu.

Führung, wunderbare göttliche Führung war es ferner, daß er bisweilen glaubenstärkende Er­fahrungen machen durfte, die für sein ganzes Leben bedeutungsvoll wurden. So z. B. folgende:

Die jüngste Schwester seiner Mutter war durch ein schweres Nervenleiden jahrelang ans Bett gefesselt und wurde von Alexanders Mutter für­sorgend gepflegt. Die Kranke hatte bereits viele Aerzte konsultiert, darunter bedeutende Män­ner der Wissenschaft; denn Großvater Lange- wiesche, in dessen Hause sie wohnte, scheute keine Kosten. Doch keiner konnte helfen. Da beide, sowohl die Kranke wie ihre Pflegerin, im lebendigen Glauben standen und viele Beziehun­gen zu hervorragenden Christen im nahen Bonn

2\*

19

hatten, ließen sie durch Vermittlung einer alten Dame, eines Fräuleins von Rappard, einen jun­gen Holländer, der in etwas vorgerückten Jah­ren Theologie studierte, ins Haus kommen. Er hatte einen fröhlichen Glaubensmut, und es ward ihm hie und da geschenkt, daß auf sein Ge­bet hin Kranke genesen durften. Bei seinen öfte­ren Besuchen stärkte er die Kranke in dem zu­versichtlichen Glauben, daß der lebendige und gegenwärtige Heiland ihr helfen könne. Auf diese Weise wurde sie dahin gebracht, alle Ärzte und alle Arzneimittel beiseite zu lassen und ihr Vertrauen einzig und allein auf den Herrn und seine Verheißungen zu setzen. Und siehe da, eines Tages erhob sich die Kranke von ihrem Lager, lernte wie ein kleines Kind wieder gehen und wandelte bald getrost und freudig umher. Sie war und blieb geheilt; doch war sie sich be­wußt, daß sie ihre Kraft nur in der beständigen Verbindung mit ihrem Erlöser hatte und nichts unternehmen durfte, als was ihr von ihrem himmlischen Meister befohlen wurde. Die Tante verfaßte dann jenes, Ende des vorigen Jahrhun­derts weitverbreitete Büchlein „Frohe Botschaft für die lieben Kranken", in dem sie viele Fälle von Krankenheilung erzählte.

Immer mehr aber begann den nun Siebzehn­jährigen die Frage nach der Zukunft zu beschäf­tigen, was durch den oben geschilderten leiden­den Zustand nidit so einfach war. Er wurde hin- und hergeworfen. „Mein Innerstes", schreibt er,

20

„sehnte sich danach, wenigstens irgendwie mei­nem Herrn zu dienen;konnte es nicht als Pfarrer sein, so dann doch sonst auf eine Weise. Es zog mich in die Mission, aber ich konnte auch daran aus gesundheitlichen Gründen nicht denken.“ Auch der Eintritt in die Predigerschule auf St. Chrischona wurde erwogen, doch schien ihm auch dieser Weg nicht der richtige zu sein.

„Da gab", berichtet Vömel, „der Herr mir einen Trost, der bis heute in meiner Seele haften blieb, obwohl bereits 60 Jahre darüber hingin­gen. Noch kann ich genau die Stelle auf dem stillen, wenig begangenen Wege in der Nähe unseres Hauses angeben, wo es mir war, als ob mir eine Stimme das Gotteswort in Erinnerung riefe; ,Gott hat uns selig gemacht und uns be­rufen mit einem heiligen Ruf, nicht nach unseren Werken, sondern nach seinem Vorsatz und der Gnade, die uns gegeben ist in Christo Jesu' (2. Tim. 1,9).“ Dieses Wort ward ihm in doppel­ter Hinsicht wichtig. „Zum ersten“, schreibt er, „war es mir eine gewisse Bestätigung, daß ich zu einem Kinde Gottes berufen sei und damit zur ewigen Seligkeit. Es ist ja immer von großer Be­deutung, wenn man in jungen Jahren zu solcher Heilsgewißheit kommt. Zum andern aber wurde mir dadurch gewiß, daß ich dennoch vom Herrn zur Arbeit in seinem Dienst berufen sei. Der Ent­schluß, meinem himmlischen Führer in seinem Reiche zu dienen, ward durch diese Intuition stark in mir befestigt. Ich sah mich aber gleich­

21

sam vor die Frage gestellt: ,Was willst du eigent­lich? Willst du durchaus Theologie studieren und Pfarrer werden? Oder willst du — so hörte ich gleichsam den Herrn fragen — mir in meinem Reiche dienen, einerlei, wohin ich dich stelle, selbst wenn es ein Demütigungsweg ist, den ich dich führe?' Ich wählte den letzteren."

Alexander Vömel hatte die Wahl des beschei­deneren Weges nicht zu bereuen. Gott führte ihn nach Jahren selbst auf den ersten Weg.

Aber noch ein anderes Schriftwort wurde ihm früh wichtig und bestimmte seinen äußeren Le­bensweg: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.“ Dieses „Beste" be­stand zunächst in einem **inneren** Segen.

In der Folgezeit wies Gottes Führung ihn im­mer deutlicher in die **Evangelische Pre­digerschule** in Basel, die unter der vor­trefflichen Leitung von Pfarrer Wilhelm Arnold stand. Anläßlich einer Reise Arnolds ins Rhein­land hatte Vömel im Spätsommer 1881 in Kö­nigswinter mit ihm eine Zusammenkunft, und diese erste Begegnung erfüllte ihn mit Liebe und Zuneigung zu dem bekannten Gottesmann, Schon anfangs Oktober gleichen Jahres zog er nach Basel zum langersehnten Studium der Theologie.

22

Studienjahre in Basel

Die Basler Evangelische Predigersdiule wurde im Jahre 1876 von einem Komitee gläubiger Pfarrer und Laien, dank einer Schenkung im Be­trage von 20 000 Franken des Ulrich Züst in Hei­den, ins Leben gerufen. Sie befand sich in einem Seitenflügel des großen Stadthauses der Familie Th. Sarasin - Bischoff an der St. Alban-Vorstadt und sollte ein Gegengewicht gegen die damals besonders in der Ostschweiz verbreitete rationa­listische Richtung unter den Theologen bilden. Es sollten in ihr Pfarrer herangebildet werden, die nicht vom Geist der Zersetzung, sondern vom Heiligen Geist beeinflußt waren. Was diese Schule, die bis 1915 bestand, vor ähnlichen Bil­dungsstätten für Evangelisten und Arbeiter der Inneren Mission auszeichnete, war die gründ­liche wissenschaftlich-theologische Ausbildung, wobei ein ganz besonderes Gewicht auf die alten Sprachen gelegt wurde. Die in einem 4jährigen Lehrkurs ausgebildeten Schüler konnten später als Lehrer und Prediger sowohl im landeskirch­lichen Verband wie in freien christlichen Ge­meinschaften tätig sein. Im Jahre 1881 wurde noch eine Vorschule für Schüler ohne Reife­prüfung zur Erlernung der klassischen Sprachen und des Hebräischen beigefügt. In diese Vor­schule also trat Vömel zunächst ein.

Basel, dessen Wohlstand und Wohltätigkeit weithin bekannt war, erschien Vömel als eine

23

ganz neue Welt, die ihm aber bald recht lieb wurde. So schreibt er:

„Was mich besonders anzog, war, daß in den alten, vornehmen Basler Familien von Ge­schlecht zu Geschlecht eine entschieden christ­liche Gesinnung herrschte. Eine gewisse Einfach­heit und gewissenhafte Arbeitsamkeit war dort zu finden. Für die reichen Fabrikherren war es selbstverständlich, daß sie die gleichen Büro­stunden wie ihre Angestellten einhielten und daneben noch manche amtliche Pflichten treulich erfüllten. Daß ein Basler Bankier oder Ratsherr im Missionsvorstand saß, war keine Seltenheit, und daß begüterte Kaufleute sich sonntags an einem Knabenhort beteiligten, um die heran- wachsende Jugend nützlich zu unterhalten und ihr Gottes Wort nahezubringen, konnte man ge­legentlich auch beobachten. Besonders erfreulich war es, daß man Sonntag vormittags zahlreiche Herren der besten Gesellschaft in den Kirchen sah. Im sog. Albanloch, d. h. in der alten Kirche zu St. Alban, predigte jeweils an den Sonntag­vormittagen um 8 Uhr der alte Pfarrer Samuel **Preiswerk,** der sog. ,Hohepriester', und trotz der frühen Stunde war der Besuch über­raschend stark, obgleich die Zuhörerschaft recht ernste Wahrheiten zu hören bekam, die an die Gewissen drangen und niemand schonten.“

Besonders lieb wurde Vömel mit der Zeit die altertümliche Martinskirche, wo einst Oecolam- pad gepredigt hatte, sowie das schöne Münster

24

und Spittlers Wohnhaus, das „Fälkli". Dank den mitgebrachten Empfehlungen fand er alsbald auch Eingang in die Familien verschiedener alter Basler Geschlechter, wie Sarasin-Bischoff, Burck- hardt-Thurneysen und Ehinger-von Speyr, mit denen ihn eine lebenslängliche Freundschaft verband. Die edle Frau Ehinger-von Speyr, die ihr Geld gern gemeinnützigen Zwecken zur Ver­fügung stellte, gewährte Vömel, als Sohn einer Witwe, sogar ein Privatstipendium und schloß ihn in ihr mütterliches Herz.

Hätten Schüchternheit und Unerfahrenheit ihn nicht daran gehindert, hätte er sich noch mehr am gesellschaftlichen Leben der schönen Rheinstadt beteiligt. Die sog. Adiaphora (Mittel­dinge) haben ihm in jungen Jahren wenig Ge­wissensbisse verursacht, da sie in seiner Familie von vornherein ausgeschlossen waren, „viel­leicht etwas mehr, als zur Bildung nötig gewe­sen wäre". „Ich habe es nie bereut, keine Tanz­stunden gehabt zu haben, aber Anstandsstunden hätten mir nichts geschadet. Wie mit dem Tanz­unterricht erging es mir auch mit dem Theater. Ich ging nie hinein, hatte im allgemeinen auch keine Gelegenheit dazu. Später, als ich mich eingehender mit der deutschen Literatur be­schäftigte, habe ich es etwa bereut, dieses oder jenes klassische gute Stück nicht gesehen zu ha­ben. Es hätte zu meiner Allgemeinbildung beige­tragen. Man kann also bei der Jugend in christ­lichen Kreisen darin zu weit gehen, wenn man

25

ihr den Besuch des Theaters ohne Unterschied des Stückes nicht gestattet."

Doch nun zu Vömels Studiengang!

Es stand der Basler Predigerschule ein Stab tüchtiger, angesehener Lehrer zur Seite, die das Beste boten, was gläubige und wissenschaftlich gebildete Theologen bieten konnten. Damals waren es neben Direktor Arnold, dem Sohn des Vorstehers der Taubstummenanstalt Riehen und einstigem Pfarrer in Heiden (Appenzell): Dr. Gottsched, Dr. Gutscher, der Schwede Torelius, der Deutsch-Balte Baron Huene, Samuel Preis­werk, Pfarrer zu St. Alban, der blinde Eduard Riggenbach, Fritz Barth, der spätere Berner Pro­fessor, Pfarrer Karl Sarasin, Leonh. Schmitz und Chr. G. Keller. Neben Direktor Arnold wurde ihm mit der Zeit auch Pfarrer Karl Sarasin ein lieber väterlicher Freund; beiden hatte er im Laufe der Jahre sowohl für sein Innenleben wie für sein äußeres Fortkommen viel zu verdanken. Besonders eindrucksvoll war ihm Sarasins Aus­legung des Johannes-Evangeliums. „Sie gehör­te", bemerkt Vömel, „zumBesten undSchönsten, was ich darüber gehört und gelesen habe. Sie war exegetisch und erbaulich zugleich wertvoll. Kein Wunder, daß auch Studenten der Universi­tät daran teilnahmen."

Bei aller Gründlichkeit und wissenschaftlichen Orientierung bekamen in der Predigerschule auch Herz und Gewissen etwas mit. Die meisten der Lehrer hatten einst zu Füßen des angesehe­

26

nen Tübinger Professors Tobias Beck gesessen. Meistens zählte die Schule 25—30 Studenten. Von Vömels Mitschülern seien nur drei er­wähnt: Nikolaus Bolt, der spätere Pfarrer und Schriftsteller in Lugano, Ernst Kappeier, später Pfarrer in Zollikon - Zürich, und Gottfr. Keller, später Pfarrer in Schaffhausen.

Besonders am Anfang seiner Studienzeit machte ihm sein Kopfleiden viel Beschwerden, aber „es war die Geduld und der aufmuntemde Glaube des Herrn Direktors, der mir immer wieder Mut einflößte. Er meinte, die Kopf­schmerzen würden sich in den späteren Jahren verlieren, worin er auch recht behielt. So machte ich weiter und erfuhr viel Hilfe meines treuen himmlischen Vaters, oft in wunderbarer Weise.“

Ein eindrucksvolles Ereignis war für ihn im Frühjahr 1882 der Aufenthalt bei Samuel Z e 1 - 1 e r in Männedorf, zusammen mit seiner Mut­ter. Beide hatten ja schon viel Gutes von Zeller und von Jungfer Trudel und ihren merkwür­digen Heilungen vernommen und mögen im stillen auch für sich ein Wunder erhofft haben. Zeller konnte dem jungen Vömel jedoch keinen anderen Rat geben, als ihn auf den Glauben zu verweisen. Er solle Schritt für Schritt hinter dem Herrn hergehen und auf seine Kraft vertrauen. „Das tat ich denn auch, und es ging. Leichter wäre es allerdings gewesen, wenn mir durch Zellers Gebet mit Handauflegung mein Leiden abgenommen worden wäre. Aber ich nahm doch

27

kein Aergernis an diesem schwereren Weg, der zwar schmal, aber um so segensreicher war. Es war wahrlich keine Kleinigkeit für einen jun­gen Mann von noch nicht 19 Jahren, so allein auf den Glauben gestellt zu sein und einem strengen geistigen Studium entgegenzugehen. Wie oft habe ich in dem kommenden Sommer­semester und den folgenden von einer Stunde zur andern Kraft für meine Kopfnerven erbitten müssen! Aber ich erhielt diese Kraft immer wie­der. Merkwürdigerweise kam ich immer durch. Oft dachte ich wohl, wie leicht es andern ge­macht sei, die in voller Gesundheit arbeiten, bis in die Nacht hinein studieren und mit frischem Kopf allerlei Studien treiben konnten. Aber der Segen innerer Vertiefung, das Gewurzeltsein in dem unsichtbaren und doch allezeit nahenHerrn, das Erfassen der göttlichen Verheißungen war vielleicht doch eher dem Leidenden und schein­bar Verworfenen gegeben."

Ein unvergeßliches Wort sah Vömel eines Tages auf dem Schreibtisch des Präsidenten der Predigerschule, Dr. theol. Ernst Stähelin: „Heute und die Ewigkeit." Er sagte sich hierauf: „Ich will jeden Tag aus Gottes Hand nehmen, immer das jeweilige Heute betrachten und die vorlie­gende Pflicht tun, dabei den Blick gerichtet ha­ben auf die Ewigkeit. Für das Dazwischenlie­gende wird dann Gott auch sorgen."

Ein Ferienerlebnis besonderer Art hatte Vö­mel im Sommer 1883: der Tod der Großmutter

28

Langewiesche, geb. Bredt, in Godesberg. Hier stand er erstmals am Sterbebett einer gläubigen Christin, die sich durchringen mußte bis zum v ollen Sieg, und die die Ihrigen von der Schwelle der Ewigkeit her einen Blick tun ließ in den er­schütternden Emst, mit dem der heilige Gott der Sünde entgegentritt, wie aber auch die Gnade Gottes unser löcheriges Kleid eigener Gerechtigkeit bedecken kann. Nach hartem Glaubenskampf vernahm sie kurz vor ihrem Abscheiden himmlische Musik, ihre Augen be­gannen aufzuleuchten, und glücklich und in großem Frieden durfte sie heimgehen. Es war für den jungen Vömel eine feierlich-ernste Stunde.

Im Frühling 1886, nach mündlich und schrift­lich gut bestandenem Schlußexamen, verließ Vömel die Predigerschule. Im Herbst gleichen Jahres wurde er auf sein Gesuch hin in der Engelgasskapelle in Basel zum Geistlichen or­diniert. Es war eine Ordination, die an jene der Hugenottenzeit erinnerte, wo es üblich war, junge Prediger dann zu kirchlichen Pastoren zu ordinieren, wenn sich sieben Geistliche dazu finden ließen, die selbst ordiniert waren. Diese sieben Geistliche waren: Pfr. Dr. Ernst Stähelin, Präsident der Predigerschule, Direktor Arnold, Pfr. Liz. Fritz Barth, Pfr. Karl Sarasin, Pfr. Tisch­hauser, Pfr. Gustav Heusler und Pfr. Dr. Her­mann Gottsched. Vömel bemerkt dazu: „Meine Ordination war also geschehen, aber sie stand

29

nur als eine Verheißung auf kommende Zeiten vor meinem Geist. Gott kann uns warten las­sen und uns in der Geduld und im Glauben prü­fen." Das sollte er alsbald erfahren.

Das Pfarramt am Bodensee

Die nächsten Jahre auf Vömels Lebensweg waren für ihn wenig befriedigend; es ging un­ten durch. Doch gerade das war ja seiner Mut­ter große Sorge: daß ihr Sohn in der Demut bleibe. Und in der Tat: Vömel hatte die Wahr­heit des Wortes „Wenn du mich demütigst, machst du mich groß" immer wieder erfahren dürfen. „Mein weiterer Lebensweg", bezeugt er, „ist ja ein glänzender Beweis, daß er uns nicht stecken läßt, sondern weit über alles Verdienst hilft und errettet. Wenn wir uns demütigen un­ter seine gewaltige Hand, dann weiß er uns wunderbar zu erhöhen und uns auch vor den Menschen zu legitimieren."

Zuerst tauchten für ihn zwei Vikarstellen an deutschen Gemeinden in Cannes und Marseille auf; doch zerschlug sich beides wieder. Dann stand er zwei Monate lang dem Evangelisten Hengstenberg in seiner gesegneten Arbeit am Niederrhein in Predigt und Seelsorge zur Seite. Hierauf erhielt er einen Ruf als Vorleser und Begleiter des blinden Basler Theologen Eduard Riggenbach, eines der bedeutendsten Geist­lichen, die aus der Basler Predigerschule her­

30

vorgegangen sind. Und zwar war Vömel der erste in der langen Reihe von Kandidaten, die im Verlauf vieler Jahre in diesem interessanten Dienst bei Prof. Riggenbach standen.

. Leider aber war auch diese Tätigkeit von nur kurzer Dauer, indem Vömel alsbald einen Ruf in die Basler Stadtmission — die sonst aus­schließlich von Chrischona-Brüdern betreut wur­de — annahm. Damit begann für ihn eine schwere Zeit. Die Arbeit, die er zu bewältigen hatte, ging nicht nur über seine körperlichen, sondern auch über seine seelischen Kräfte. „Und doch", bemerkt er, „wollte ich Gott nicht aus der Schule laufen und hielt mehr als drei Jahre da­rin aus. Es war, als ob der Herr mich beim Wort nehmen wollte, da ich ihm ja einst gesagt hatte, ich sei bereit ihm zu folgen, auch wenn es ein Demütigungsweg wäre." So wollte Vömel nicht eigenmächtig eine Aenderung herbeiführen, sondern Gott walten lassen. Und Gott zeigte ihm alsbald den rechten Pfad.

Eines Tages las er in der „Allgemeinen Schweizerzeitung" vom Tode des damaligen Seelsorgers der Minoritätsgemeinde in Emmis­hofen am Bodensee, Pfarrer Friedr. Steiger. So­fort durchblitzte ihn der Gedanke: „Das ist et­was für dich!" Aber auch jetzt noch wollte er nicht selbst handeln, sondern Gott für sich strei­ten lassen.

Da erschien eines Abends in Vömels Bibel­stunde in Basel ein Mann, der sich als Baron von

31

Langenn, Kirchenvorsteher der Gemeinde von Emmishofen, vorstellte und ihn unvermittelt fragte: „Sind Sie für uns zu haben?“ Nun wußte Vömel, daß dieser Weg Gottes Wille sei, und er sagte zu. Im Januar 1890 hielt er dort seinen Einzug; von Pfarrer G. Kirdihofer in Schaffhau­sen wurde er ins Amt eingesetzt.

Die Minoritätsgemeinde von Emmishofen, die dem Schweizerischen Evangelisch-kirchlichen Verein angeschlossen war, bestand seit dem Jahre 1875. Ihre Geschichte ist kurz folgende:

Als im Jahre 1874 die thurgauische evan­gelische Kirchensynode nach hartem Kampf das uralte apostolische Glaubensbekenntnis ab­schaffte und eine neue Formel und ein neues Kirchenbuch einführte, das dem Bekenntnis der Aufklärung entsprach — gegen welchen Be­schluß die Synoden von zehn anderen Schwei­zerkantonen erfolglos protestierten —, da be­schloß auch die ansehnliche Landgemeinde von Egelshofen - Kreuzlingen - Emmishofen - Kurz­rickenbach mit kleiner Mehrheit, sich der neuen Strömung anzuschließen. Um Ostern 1875 legte der seit 40 Jahren im Amt stehende ehrwürdige Dekan Friedr. Steiger aus Protest gegen die neue Strömung sein Amt nieder und zog sich zurück. Doch schon am nächsten Sonntag stand die Minderheit seiner bisherigen Gemeinde vor seiner Tür und verlangte von ihm, daß er ihr wie bis dahin das Wort Gottes verkündige. Es wurde ein etwa 180 Personen fassender Betsaal

32

gemietet, Freunde aus andern Gemeinden stell­ten sich ein, und die Gleichgesinnten der ganzen Schweiz erzeigten der neuen, tapferen Gemein­de ihre wärmste Sympathie. Im ganzen Lande entstand ein Wetteifer zu ihrer Unterstützung; es wurden ihr zinslose Darlehen angeboten, die später zu einem großen Teil geschenkt wurden.

Irgendwelche Sonderlehren oder gar sektiere­rische Neigung lagen den bibeltreuen Emmis- hofem fern, was schon dadurch zum Ausdrude kam, daß sie ihre Versammlung „Unabhängige evangelische Kirchgemeinde" nannten, und daß diese, obwohl nicht der thurgauischen Landes­kirche unterstellt, nach Lehre und Ritus „Kirche" blieb und sich dem „Schweizerischen Evange­lisch-kirchlichen Verein" anschloß, der sich fortan ihrer liebreich annahm. Das anfänglich kleine Häuflein Gemeindeglieder mehrte sich; nicht nur Thurgauer Bauern und kleine Leute hielten sich zu dieser Kirche, sondern auch man­che der auf den dortigen Gütern sitzenden Ade­ligen, wie Graf Zeppelin und seine Familie, Ba­ron von Langenn, Freiherr Wilh. von Gemmin- gen-Gutenberg, Gräfin Marie Douglas, sowie die angesehene Schweizerfamilie Weydmann - von Salis, mit denen allen auch Vömel sich als­bald befreundete. Viele treue Gemeindeglieder wies auch das nahe Konstanz auf. Die Gemeinde bestand bis zum Jahre 1945, dann ging sie ein. Das also war fortan für lange Jahre Vömels Ar­beitsfeld.

3 Vömel

33

Vömel wurde in Emmishofen mit der Zeit ein sehr geachteter und beliebter Prediger, dessen Kirche meistens voll besetzt war. Von hoher, bis ins Alter kerzengerader Gestalt, war sein Auftreten stets so, daß er immer er selbst war. Er blieb immer sich selbst treu und machte an seine jeweilige Umwelt keine Konzessionen. Seine ganze Erscheinung flößte den Menschen Vertrauen ein. Vielen beladenen Herzen wurde es leicht, sich bei ihm auszusprechen. Es war nichts Schroffes oder Egoistisches an ihm, son­dern nur Güte und Milde. Bei aller Freundlich­keit aber hatte sein Wesen unbedingt auch et­was Autoritatives und Achtunggebietendes. Irgendwelche Ungehörigkeiten geschahen kaum einmal in seiner Gegenwart. Es bedurfte dabei nicht vieler oder gar keiner Worte. Es ging ein­fach etwas von ihm aus, das alles Böse bannte. Ueberall wußte er sich in Gottes Nähe, und auf dieser Tatsache beruhte offenbar auch das Ge­heimnis seines reichen Einflusses auf die Mit­menschen. Er hatte eine große Einfühlungsgabe, die es ihm leicht machte, den Weg zu den Her­zen der Menschen zu finden. Er besaß auch die Gabe, jungen Leuten mit feinem Gefühl den rechten Weg in der Wahl des Berufes zu weisen. Mancher, der Vömels weisem Rat folgte, mußte später bekennen, daß er ihn den für ihn einzig richtigen Weg gewiesen habe.

Leider war Vömel nicht musikalisch und konnte nicht singen, was er im Blick auf seine

34

pfarramtliche Tätigkeit sehr bedauerte. Beson­ders in kleineren Versammlungen, wie z. B. Bibelstunden, empfand er dies als einen großen Mangel.

Das Verhältnis der Minoritätsgemeinde zur landeskirchlichen Gemeinde war leider von jeher schlecht; erstere hatte Anfeindungen und Verfolgungen aller Art zu ertragen. Ja, der greise Dekan Steiger entging einst nur mit knap­per Not dem Tode. Audi unter Pfarrer Vömel besserte sich die Lage keineswegs. Dagegen wa­ren die Beziehungen zu den Katholiken freund­lich. Ganz ungesucht wurde es Vömel bisweilen geschenkt, solche zum evangelischen Glauben zu führen.

Vömels Gemeinde zeichnete sich durch große Op'ferwilligkeit aus. Trotzdem sie sich fast ganz selbst erhalten mußte, hatte sie immer für an­dere Reichgotteswerke noch etwas übrig. Bei den Gaben für die Basler Mission stand sie im Kanton Thurgau sogar an erster Stelle. Vömel rief auch eine Kleinkinderschule ins Leben, an der als erste Lehrerin Frl. Mathilde Frischknecht aus St. Gallen trefflich amtierte.

Alexander Vömel hatte einen fröhlichen Glauben, der sich in seinen Predigten widerspie­gelte, und jeder Kirchenbesucher nahm etwas Wertvolles mit fürs Alltagsleben. Sein Kanzel­wort war nicht einstudierte Theologie mit wis­senschaftlichem Einschlag, sondern Büßpredigt mit besonderer Betonung der Liebestat Christi

3\*

35

durch sein Opfer am Kreuz. Hier einige seiner markantesten Aussprüche:

„Der Glaube ist eine tief innerliche Sache. Man kommt zu ihm allein auf dem Weg aufrich­tiger Buße und festen Vertrauens auf die heili­gen, göttlichen Zusagen."

„Die Gnade Gottes muß persönlich erfahren werden. Aber jeder, der sich nach ihr ausstreckt, kann sie erfahren."

„Wir kommen nicht mehr durch mit einem bloß theoretischen Glauben; er muß lebendig werden in unsern Herzen und praktisch in un- serm Leben. Wir dürfen der Frage nicht aus- weichen: ,Was ist dir persönlich Christus?"

Auch nicht der weiteren Frage: ,Was tust du für ihn?" Der lebendige Glaube an den Heiland ist nicht nur eine Quelle des Friedens für die menschliche Seele, sondern auch für den Körper eine Erfrischung und Belebung."

„Der Buchstabe hilft nicht, und wäre es der strenggläubigste. Was soll das kirchliche Dog­ma ohne lebendigen Glauben! Den Geist müssen wir haben, der alles lebendig macht. Der allein lehrt uns die Wahrheit, der zeigt uns unser Ver­derben, und der führt uns zu Gott."

„Wir müssen Jesu ganz nahe kommen. Er muß der Vertraute unseres Herzens werden. Vor ihm dürfen wir keine Geheimnisse haben. Um seinetwillen müssen wir alles opfern kön­nen, mit ihm alles freudig ertragen, was er uns

36

auferlegt. Man muß uns anmerken, daß Jesus unser **Leben** geworden ist."

„Jeder kirchliche Gottesdienst, alle erbau­lichen Zusammenkünfte haben nur insofern Wert für die Ewigkeit, als sie zur Tat werden im praktischen Leben. Mit anderen Worten: als sie zum Gehorsam und zur Nächstenliebe führen."

„Das Durchschlagende, das, was bleibende Frucht schafft, ist der christliche Charakter, der da weiß, was er glaubt, was er will, was er be­zweckt, der da selbst gegründet ist auf den, der die Wahrheit und das Leben ist, auf unsern Herrn Jesum Christum."

„Nur ja keine Schablone auf geistlichem Ge­biet, keine religiöse Fabrikarbeit, kein frommes Machwerk! Dadurch würden wir nur Heuchler erziehen und nicht selbständige Christen mit einem festen, weiten Herzen."

„Die Christen müssen Leute sein, die ein eigenartiges, originales Leben führen und aus der Quelle des Lebens, der Kraft und der Weis­heit schöpfen, die wohl manche Gedanken und Anregungen von Menschen empfangen, aber sie doch wieder in sich aufnehmen und verarbeiten, daß sie ihr eigenstes, innerstes Besitztum wer­den."

„Mag man allerlei Mittel und Wege ersinnen, um dem sittlichen Elend unserer Zeit entgegen­zutreten, aber das Wirksamste wird immer sein, wenn wahrhaft christliche Persönlichkeiten auf­

37

stehen, Menschen, die vom Geiste Jesu erfüllt sind, und die seine Liebe treibt."

„Die neuschaffende, umbildende, heilende und heiligende Kraft des Kreuzes ist das Wun­derbarste, was es gibt. Aber sie ist verborgen den Weisen und Klugen dieser Welt. Nur den Unmündigen offenbart sie sich; nur den Aufrich­tigen, den in Wahrheit einfältigen Seelen fällt Licht auf das Kreuz. Solchen erscheint es im Sonnenglanz, und sie ruhen auch nicht, bis sie es erreicht und gläubig erfaßt haben."

„Das Reich Gottes wird nicht gebaut durch unser eigenmächtiges Tun und Lassen, sondern durch das, was der Geist des Herrn durch uns tut."

„Ein jeder Mensch, ganz besonders jeder Christ, hat seine besondere Gabe und demge­mäß auch seine besondere Aufgabe empfangen, die es zu Gottes Ehre und der Nächsten Nutz zu verwerten gilt."

„Daß wir doch nur das Kleine und Geringe nicht verachten! Auch die unscheinbarste Art im Weinberg des Herrn kann von größtem Segen und weitgehendsten Folgen sein, während, ach so oft, das Glänzende, Imposante von keiner Bedeutung für die Ewigkeit ist."

„Trachte nicht nach großen Dingen, sondern laß dein Augenmerk darauf gerichtet sein, daß dein Herz rein und lauter ist, und daß du es an der Treue nicht fehlen lässest! Für alles übrige laß Gott sorgen!"

38

„Die individuelle Ausbildung der Persönlich­keit kommt erst in der Nachfolge Jesu zu ihrer vollen Geltung. In jedem einzelnen Christen soll sich das Bild Jesu auf besondere Art wider­spiegeln."

„Unsere Zeit will kraftvolles Christentum sehen. Etwas anderes imponiert ihr nicht. Nur dadurch fühlt sich auch ein aufrichtiger Welt­mensch angezogen und lernt fragen nach dem Heil seiner Seele."

„Das Christentum adelt den ganzen Menschen und erhebt ihn zu einer Höhe, die ihm vorher fremd war. Der geringste Arbeiter wird in ge­wissem Sinne ein Gentleman. Er hat Demut ge­lernt, Sanftmut, Geduld, Nächstenliebe, er ist rücksichtsvoll, bescheiden, dankbar geworden in der Schule seines himmlischen Meisters."

„Wir dürfen es unserm Gott Zutrauen, daß er uns den richtigen Weg zeigt, wenn wir bereit sind, ihn zu gehen. Es geschieht dies freilich nicht durch besondere Offenbarungen, etwa durch eine hörbare Stimme oder durch Zeichen vom Himmel. Meistens zeigt uns der Herr durch die Umstände des täglichen Lebens den Weg. Aber es gilt, alles zu prüfen an Gottes Wort."

„Durch nichts bleiben wir so sehr vor dem Geist des Irrtums und des Unglaubens bewahrt, als wenn wir treue Beter sind und in der Stille recht oft das Angesicht unseres himmlischen Herrn suchen.“

39

„Es gibt im Grunde nur **einen** Trost fürs Menschenherz: Gottes ewiges Wort. Es ist der­selbe Trost für hoch und niedrig, reich und arm, gebildet und ungebildet, Fürst und Bettler."

Vömel arbeitete seine Predigten sehr gewis­senhaft aus. Einst an einem Osterfeste aber wollten ihm Zeit und Kraft zur gründlichen Vor­bereitung der letzten Predigt nicht mehr reichen, und es schien ihm, daß er ziemlich unvorbereitet die Kanzel bestieg. Nach dem Gottesdienst trat Baron von Langenn — er saß während 20 Jah­ren mit den Bauern von Emmishofen im Kirchen­vorstand — auf ihn zu und erbat sich das Ma­nuskript der Predigt. Verlegen mußte Vömel ihm gestehen, daß es ihm diesmal unmöglich sei, da er nur eine Skizze der Predigt in seinem Notizbuch habe. Da erklärte ihm der Baron: „Und diese Predigt war die beste!" Vömel be­merkt dazu: „Dieses anerkennende Wort hat mich nicht leichtfertig gemacht. Aber vielleicht hätte ich in der langen Amtszeit etwas weniger genau ausarbeiten und memorieren sollen, da beim freien Sprechen die Rede viel ursprüng­licher und wärmer ausfällt. Im Alter habe ich da­rum lebendiger und mehr an die Herzen drin­gend gepredigt, weil ich nach freilich schriftlich niedergelegter, ausführlicher Skizze doch viel freier sprach.“

Auch Freiherr von Gemmingen, der Schwager des Grafen Zeppelin, pflegte, wenn er auf dem Gute Girsberg weilte, sich von Vömel gern die

40

geschriebenen Predigten zu erbitten, um zu sehen, ob diese Gemeinde, deren Geschichte er eingehend kannte, immer noch von demselben Geiste beseelt sei wie einst am Anfang.

Eines Tages erteilte der Präsident des „Schweizerischen Evangelisch-kirchlichen Ver­eins", Prof, von Orelli, Vömel den Rat, seine theoretischen Ausführungen in der Predigt mit Illustrationen aus dem Leben zu schmücken. Zu diesem Zweck begann Vömel alsbald, sich dicke Bücher mit leeren Blättern anzulegen, in die er sich seine Erlebnisse notierte oder allerlei Aus­schnitte aus Zeitschriften einklebte, so daß er mit der Zeit über einen reichen Schatz an Bei­spielen, Zitaten und Geschichten verfügte.

Allgemein geschätzt in der Gemeinde war auch Vömels Gattin, die Tochter Elisabeth des Knopffabrikanten Fr. W. Bartels in Barmen, die er nach langer Brautzeit im Frühling 1890 in das geräumige, so schön im Grünen gelegene Em­mishofer Pfarrhaus heimführte. Als Mädchen hatte sie einige Zeit im Kanton Neuenburg ver­bracht und lernte dort nicht allein französisch, sondern empfing auch für ihr Glaubensleben Wertvolles. Sie schenkte ihrem Gatten drei Söhne und zwei Töchter. Ihre Gesundheit war zart; mehrmals brachte eine Lungenentzündung sie an den Rand des Grabes. Auch ein Asthma­leiden verursachte ihr zeitlebens viel Beschwer­den.

41

Alexander Vörnel erachtete die Ehe als „eine ganz vorzügliche Schule, in der der Eigensinn und Eigenwille des Menschen überwunden wird. Es ist eine der Segnungen in der Ehe, welche wir darin zu allem andern Segen empfangen, daß hier dem Egoismus gründlich gesteuert, ja der Hals gebrochen wird." Er war kein Freund der Emanzipation der Frau, sondern er sah in ihr die geschätzte, treubesorgte Gehilfin. „Wir müs­sen", erklärt er, „uns wohl hüten, daß wir in der Frauenbewegung nicht auf eine schiefe Ebene geraten, die schließlich in Zustände führt, vor denen wir erschrecken müssen. Nicht das ist die Aufgabe der Frau, die Arbeit des Mannes zu tim, sondern den Mann für seine Arbeit zu stär­ken, ihm das Leben angenehm und lieblich zu gestalten, das seinen Beruf und seine Aufgabe Störende wo immer möglich von ihm abzuhal­ten, ihm Mut und Freudigkeit einzuflößen in schwerer Zeit und ihn in jeder Weise sowohl leiblich wie geistig zu unterstützen. So erfüllt das Weib die ihm von Gott zugewiesene Mis­sion."

Es war ein glückliches Familienleben, das Vö- mel mit den Seinen führte. Die Kinder besuchten in Emmishofen die Elementar- und später im nahen Konstanz die höheren Schulen. Es war ja damals noch jene schöne Zeit, wo der Grenzver­kehr ungehindert sich abwickelte, und wo die berühmte Konstanzer Regimentsmusik fast bei jedem ostschweizerischen Fest herbeigezogen

42

wurde. Ueberaus wichtig für die Erziehung der Kinder war Vömel die Geselligkeit und die Pflege des Gemüts. „Wie sehr", schreibt er, „kann die Geselligkeit doch zur Freude eines echten christlichen Hauses beitragen, wie sehr namentlich dazu helfen, daß das Gemütsleben gepflegt wird!"

Das Emmishofer Pfarrhaus stand allen Reich- gottesarbeitem weit offen; es gingen dort Mis­sionare aus China, Indien, Afrika, sowie Bibel­boten, Blaukreuzsekretäre, Predigerschüler und Geistliche ein und aus.

Wohl aus eigener Erfahrung konnte Vömel den sorgenbedrückten Familienvätern den Rat erteilen: „Getrost, lieber Familienvater! Frage nicht ängstlich: Wie soll ich meine Kinder ernäh­ren und kleiden? Der alte Gott lebt noch, und seine Treue hat noch kein Ende. Sorge nur da­für, daß es auch in deinem Hause gelte: So viele Kinder, so viele Vaterunser! Der Herr wird’s versehen! Er kann noch heute wie einst beim wandernden Israel dafür sorgen, daß die Klei­der nicht veralten und die Schuhe halten. Er kann dich vor Arzt und Apotheke schützen und dein Brot und Wasser segnen, daß deine Kinder schöner und besser bei Leibe sind als jene in der Könige Häusern. Aber ich sage dir, er läßt es auch nicht auf die Länge bei Brot und Wasser bewenden; denn er ist ein reicher, großer und gnädiger Gott, der Segen herabschüttet die Fülle, wenn es uns nur ein rechtes Anliegen ist,

43

seinen Namen zu ehren und seinen Wiilen zu tun."

Und an anderer Stelle bemerkt er: „Es ist bei Gotteskindern ein geheimer Segen auch beim täglichen Brot. Erklären kann man’s nicht im­mer; aber daß dieser Segen da ist, das sieht man, und zwar meist erst hinterher, wenn man glück­lich durchgekommen ist, wo man anfänglich zweifelnd fragte: Wie ist's auch nur möglich?"

Vömel selbst stand mit großer Glaubenskraft im täglichen Leben auf dem Worte Gottes und erlebte bisweilen des Herrn sichtbare Durch­hilfe. Leichtsinniges Draufloshoffen aber, das nicht mit ganzer Zuversicht auf das Wort Gottes gegründet war, haßte er. „Worauf gründen diese Menschen ihre Hoffnung?" konnte er dann besorgt fragen. Er trat auch immer wieder dage­gen auf, die Bibel — wie es in frommen Kreisen vielfach geschieht — als Losungs- oder Orakel­buch zu benützen.

Was ihn in seinem Amtsleben stets am meisten freute, war, „wenn ich sehen durfte, daß eine Seele dem Herrn näherkam und das Kreuz des Heilandes in dankbarer Liebe um­faßte, wenn sie willig und freudig war, Gottes Wege in Gehorsam und Demut zu gehen. Und das hat mir am meisten wehe getan, wenn ich sehen mußte, wie eine Seele sich vom Kreuz des Herrn entfernte." Wie manchen erhebenden Augenblick durfte Vömel auch an Sterbebetten und Gräbern erleben! Nie waren ihm das ewige

44

Leben und die herrliche Hoffnung des Christen gewisser denn dort.

Allerlei Erfahrungen

Die in Emmishofen verbrachten Jahre waren für Vömel und die Seinen reich an mancherlei glaubenstärkenden Erfahrungen. Lassen wir ihn darüber selbst berichten:

„Ich wurde eines Tages zu einer Kranken ge­rufen, die in einem engen Stübchen lag, so daß ich ganz nahe an ihrem Bett sitzen mußte. Ich hatte keine Ahnung, daß damit eine Gefahr ver­bunden sein konnte. Man erfuhr aber bald, daß noch mehrere Personen diese Kranke besucht hatten und daraufhin krank geworden waren; ja, es kam auch unter ihnen, soviel mir erinner­lich, ein Todesfall vor. Nun erkrankte auch ich. Mein Arzt fragte mich erschrocken: ,Wo sind Sie gewesen?' Und als ich ihm nun von dem Kran­kenbesuch erzählte, offenbarte er mir, daß jene Kranke die Pocken hätte und ich mich jedenfalls dort angesteckt habe. Wenn sich dies bei seinem nächsten Besuch bestätige, sei er verpflichtet, mich auch in ein Krankenhaus zur Absonderung zu überweisen, wie dies mit all den andern Pa­tienten, die sich angesteckt hätten, geschehen sei. Er besuchte mich nach zwei Tagen wieder und untersuchte meinen Körper. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er alles rein fand! Alle Zeichen der Pockenerkrankung waren ver­

45

schwunden. Er fragte mich: ,Was haben Sie ge­macht?' Ich gab ihm zur Antwort: ,Ich habe nichts gemacht; gebetet habe ich, und da ist es besser geworden.' Nun meinte der Arzt, ,Sie werden mir zeitlebens ein medizinisches Wunder blei­ben!'"

„Aus jenen Jahren", berichtet Vömel ferner, „erinnere ich mich auch an eine auffallende geistliche Hilfe in meiner Seelsorge. Ich saß einer Frau gegenüber, die mir klagte, so lange schon suche sie die Gewißheit der Sündenver­gebung zu verstehen und zu erfassen. Als ich ihr nun einiges von Christi Versöhnungswerk sagte und sie darauf hinwies, daß es doch eigentlich sehr einfach sei, Rechtfertigung durch den Glau­ben sich anzueignen, erwiderte sie plötzlich: .Jetzt hab’ ich's ergriffen!' Und sie erwies sich dann auch zeitlebens als Christin."

Sehr am Herzen gelegen war Vömel dasWerk des Blauen Kreuzes. Er war der Ansicht, jeder echte Volksfreund sollte am Werk der Trinker­rettung und der Bewahrung vor Trunksucht irgendwie mithelfen. So gründete er auch in Emmishofen einen Abstinenzverein und sprach mit diesem oder jenem Trinker ein ernstesWort. Das gab oft böses Blut. So wandte er sich eines Tages auch wieder an einen dieser Sklaven des Alkohols und lud ihn in die Blaukreuzstunde ein. Doch der Mann wollte davon nichts wissen, ja, die ganze Sache der Trinkerrettung brachte ihn derart in Harnisch, daß er den Entschluß

46

faßte, Vömel auf die Seite zu schaffen. Er lauerte ihm, den Revolver in der Hand, aus einem Hin­terhalt auf. Aber als Vömel des Weges kam und der Mann seine Waffe abdrücken wollte, da ver­sagte ihm die Kraft in seinem Daumen gänzlich; der Schuß ging nicht los. Vömel konnte unange­tastet seinen Weg fortsetzen. Darob war der Mann so betroffen, daß er sich ergab, Vömel sein schlimmes Vorhaben beichtete, das Abstinenz­gelübde ablegte und mit der Zeit eines der treusten Gemeindeglieder wurde.

Einst hatten Handwerker am Pfarrhaus eine Reparatur auszuführen; doch der Kirchenvor­stand beanstandete die Arbeit und verlangte, daß sie gratis von neuem erstellt werde. Das brachte die Arbeiter derart in Wut, daß sie be­schlossen, das Pfarrhaus nachts anzuzünden, und sie schafften zu diesem Zweck heimlich einen Haufen Holz herbei. Doch als alles zur Ausführung des ruchlosen Planes bereit war, da sandte Gott aus dem sonst klaren Himmel ein starkes Gewitter, wodurch das Holz ganz durch­näßt und ein Brand unmöglich wurde.

Köstlicher war ein Erlebnis mit einem Gliede seines Kirchenvorstandes, einem Küfermeister auf Schloß Castell. Er erzählt: „Kam ich von der Kanzel herunter, so mußte ich an den Bänken der Kirchenvorsteher vorbei, die dann gerade auch aufstanden und mir begegneten. Ich sah es schon am Gesicht des lieben N., wie ungefähr sein Urteil lautete. Einmal nahm er mich ernst

47

auf die Seite: .Herr Pfarrer, nicht so schüchtern! Keine Zaghaftigkeit! Sagen Sie es den Leuten nur etwas schärfer, das schadet nichts! Manche verstehen es sonst nicht.' Ich erwiderte, als jun­ger Mann müsse ich doch auch demütig daran denken, daß mir selber noch so manches fehle. Da bekam ich es aber mit dem Alten zu tim. Mit ganzem Emst, der in seinem Antlitz und seinem Wesen liegen konnte, stellte er sich vor mich hin und sprach: ,In welchem Namen stehen Sie denn auf der Kanzel, im eigenen oder in Gottes Na­men? Ihre eigene Person muß zurücktreten, Sie sind ein Botschafter an Christi Statt!'"

Gerade dieser Mann mit dem starken Herzen und dem fröhlichen Glauben mußte vor seinem Tode noch eine ernste Probe bestehen. Sein Glaube sollte im Feuer der Anfechtung geläutert werden. „Herr Pfarrer", flehte er als Sterben­der, „Sie müssen mir kämpfen helfen, ich ver­lasse mich darauf, ich kann's nicht allein!" Erst nach einigen Tagen war er endlich durch und konnte froh erklären: „Jetzt kann ich wieder glauben, daß Christus mein Heiland ist und mich selig macht."

Da war ferner ein reicher, alter Bauer im Ruhestand, treu und gewissenhaft, in Geld­sachen jedoch sehr knauserig. Der hörte eines Sonntags einen Missionar erzählen, wie jemand zweitausend Franken für die Mission geopfert habe. Das ließ dem Bauern keine Ruhe mehr, ja, eine innere Stimme sagte ihm sogar: „Du

48

könntest auch zweitausend Franken für die Mis­sion spenden!" Schwer mit sich selbst kämpfend trug er diesen Gedanken drei Wochen lang mit sich herum. Sein alter Mensch wollte das Geld nicht hergeben; der Christ in ihm aber forderte es zum Opfer. Endlich faßte der Mann sich ein Herz, klopfte bei Pfarrer Vömel an und begann stoßweise zu berichten, was ihn quäle. Dann griff er in seine Tasche und begann Geld heraus­zuholen, immer mehr, immer mehr. Wie mußte der Pfarrer da staunen! Doch immer wieder hieß es: „Warten Sie jetzt nur!“ Schließlich lagen vor Vömel tausend Franken auf dem Tisch in Pa­pier, Gold, Silber und sogar Nickel, die er der Mission schenken wollte. Tief gerührt begann Vömel ihm zu danken; doch aufs neue hieß es: „Warten Sie nur!" Nach einigem Kampf fuhr der Mann mit seiner Faust neuerdings in seine Tasche und brachte nach einer Weile nochmals tausend Franken hervor. „Eigentlich wollte ich", sprach er, „dieses Geld für die Kirche spenden, aber — die innere Stimme hat gesagt, zweitau­send müssen es sein, und zwar für die Mission! Nehmen Sie alles für die Mission — wo ich das Geld geholt habe, da hat’s noch mehr —, und die Kirche soll auch noch ihr Teil bekommen!" Und richtig, die Kirche bekam später auch noch ihr Teil. Nicht bloß mit erleichtertem Beutel, son­dern auch mit erleichtertem Herzen trat der Bauer darauf glücklich den Heimweg an.

4 Vömel

49

Kurpastor in den Schweizerbergen

Von Prof. Dr. von Orelli wurde Vömel eines Tages auf den „Schweizerischen Verein für Got­tesdienste an Kurorten" aufmerksam gemacht und zur Mitarbeit aufgemuntert. Freudig sagte er zu und weilte vom Jahre 1892 an bis in sein Alter mit wenig Ausnahmen alljährlich 3—4 Wochen in den Ferien in einem Berghotel, wo er die Sonntagspredigt und allfällige Amtshandlun­gen zu übernehmen, sowie die Gäste und das Hotelpersonal seelsorgerlich zu betreuen hatte. So kam er öfters nach Engelberg, Seelisberg, St. Moritz, Rigi-Klösterli, Schöneck bei Beckenried und Tenigerbad und lernte dadurch ein schönes Stück schweizerischer Bergwelt und schweizeri­schen Kurlebens kennen.

Als Kurpastor machte Vömel die Beobachtung, daß bei den hohen Herrschaften, die als Kur­gäste in den großen Hotels sich aufhielten, Geld und Bildung — vor allem Herzens- und Charak­terbildung — keineswegs immer zusammengin­gen. Eine Ausnahme machten die baltischen Gäste, bei denen tatsächlich meistens beides sich vorfand. Auch als durch Krieg und Revolution der irdische Besitz der Balten dahinschwand, bewahrten gerade sie, soweit sie überzeugte Christen waren, die innere Haltung und die echte Vornehmheit der Gesinnung und des Han­delns.

Vömel kam in seinem Amte mit mancherlei

50

hochgestellten Persönlichkeiten in Verbindung und hatte manch unvergeßliches Erlebnis. So berichteter: „Es war im herrlichen **Engel­berg.** An einem klaren Sommerabend standen wir vom Souper des Parkhotels auf und traten auf die Terrasse. Ich konnte mich des Ausrufs nicht enthalten: /Wie schön ist der Blick dahin­über!' Aber mein Nebenmann, ein kalt berech­nender Jurist, fuhr mir ins Wort: ,Was ist schön? Schön ist ein subjektiver Begriff. S i e finden das schön; es ist aber nicht gesagt, daß auch ein anderer das schön findet! Gibt es eine allge­meine Schönheit?' Ich kann nicht sagen, daß es eine kalte Dusche für mich war; denn ich ließ mich dadurch nicht irremachen, sondern genoß nach wie vor die Schönheit der Landschaft und der Berge zu Füßen des schneebedeckten Titlis."

Ebenfalls in Engelberg war es, daß er mit einem angesehenen Direktor einer großen Schweizer Bank, der dort eine Sommervilla be­saß, zusammentraf. Dieser äußerte sich sehr ab­fällig über die luxuriösen Hotelbauten des Ortes und das sündhafte Leben und Treiben in deren Mauern. Vömel fühlte sich gedrungen, ihm zu entgegnen: „Es sind aber doch unter all diesen Menschen solche, die nach dem Evangelium Ver­langen haben; und die vornehme Herkunft ist doch an sich kein Grund, über sie abzuurteilen, so sehr ich auch einsehe, daß sich mit solchem Leben oftmals Oberflächlichkeit und Sünde ver­binden."

4\*

51

Schon seit Mitte 1850 wurden in Engelberg evangelische Gottesdienste abgehalten, undzwar zuerst im Hotel „Engel", dann im Hotel „Son­nenberg". Durch den berühmten Feldmarschall Graf Wäldersee wurde es dann möglich, eine kleine evangelische Kapelle zu bauen, die im August 1889 eingeweiht wurde.

Nicht leicht war es für Vömel, Eintritt ins Kloster Engelberg zu erhalten. Als ihm dies schließlich doch gelang und der Führer ihn an den Mönchszellen vorbeiführte, sprach dieser: „Da darf ich Sie nicht hineinführen; aber ich ver­sichere Ihnen, daß manches Hotelzimmer in Engelberg nicht so schön ausgestattet ist wie solch eine Mönchszelle." Größtes Interesse er­weckte bei Vömel die berühmte Klosterbiblio­thek mit ihren 30 000 Bänden, darunter viele wertvolle Handschriften.

Die sechs Sommer, die Vömel als Kurpastor in Engelberg verbrachte, gehörten zu seinen liebsten Erinnerungen. Wie eindrucksvoll war es, dort, inmitten der wunderbaren Natur, den Gästen den 104. Psalm vorzulesen! Doch ebenso köstlich wie Gottes wunderbare Natur war für ihn der einzelne Mensch. So schreibt er: „Es gibt auf Reisen nicht nur Berg und Tal, Wald und Flur zu sehen, sondern auch lebendige Men­schenkinder. Und wer's gelernt hat, diesen ins Auge und ins Herz zu schauen, dem tut sich ein gar wundersamer, mannigfaltiger Garten Gottes auf, darin gar viele Pflänzlein wachsen, und da­

52

rin man auch bei Sturm und Regen Spazieren­gehen und allerlei gute Früchte genießen kann."

Ein interessantes Erlebnis hatte Vömel auch in **Schöneck** ob Beckenried am Vierwald­stätter See. Er berichtet: „Eines Sonntags nach dem Gottesdienst traf ich draußen mit dem ka­tholischen Kurpfarrer zusammen. Er nannte mir eine Stelle aus meiner Predigt. Erstaunt sagte ich: .Aber Sie waren ja gar nicht anwesend!' Er erwiderte: .Ich habe unter dem Fenster des Saa­les gesessen und alles verstanden.' Nun kamen wir auf den Unterschied der beiden Gottes­dienste zu sprechen; er selber hatte an jenem Morgen offenbar nur die Messe gelesen. Ich sagte ihm: .Bei uns ist eben die Predigt im Mit­telpunkt, das ist uns die Hauptsache.' Mit einem etwas wehmütigen Blick entgegnete er: ,Ja, Sie haben das Wort!'"

Von der deutschsprachigen Kurgemeinde in St. **Moritz,** wo Vömel im Sommer 1907 am­tierte, berichtet er:

„Man muß in St. Moritz wohl unterscheiden zwischen Dorf und Bad. Das Dorf liegt höher und hat den Vorteil, daß es auch im Winter seine Häuser öffnet, wenn das Bad, in ein großes Leichentuch gehüllt, vollständig geschlossen ist. Aber im Sommer ist der Verkehr sehr rege. Hat das Dorf trotz einiger moderner Hotelbauten noch mehr einen einfachen Charakter bewahrt, so vereinigt sich im Bad der ganze Luxus der in­ternationalen Welt. Hier entwickelt sich imSom­

53

mer das eigentliche Kurleben. Selbstverständ­lich ist auch für allerlei Vergnügungen, wie die große Welt sie liebt, gesorgt. Wenn aber unser Herr und Heiland sagt: Gehet hin in alle Welt und verkündigt das Evangelium aller Kreatur!, dann hat er davon auch solche Badeorte nicht ausgeschlossen. Und so hat er es schon vor vie­len Jahrzehnten christlichen Freunden ins Herz gegeben, dort oben mit dem Evangelium zu die­nen und dadurch die Herzen noch höher zu lei­ten als zu den Gletscherhöhen des schönen En­gadins. Schon im Jahre 1863 war in St. Moritz englischer Gottesdienst eingerichtet worden. Vom Jahre 1871 an wurden auch gelegentlich französische und deutsche Gottesdienste abge­halten, wenn gerade Geistliche anwesend waren. 1872 nahmen die französischen Gottesdienste eine feste Gestalt an, indem die Evangelische Gesellschaft von Genf sie in die Hand nahm und regelmäßig Kurpfarrer hinsandte. Und da nun auch die deutschen Kurgäste sich mit Freuden dem Gottesdienst in ihrer Sprache zuwandten, beschloß man, auf einer lieblichen Anhöhe hin­ter der Paracelsus-Quelle aus gemeinsamen Mitteln eine evangelische Kurkirche zu erbauen, in der in beiden Sprachen das Wort vom Kreuz verkündigt werde. Dieses Unternehmen hatte am seligen Großherzog Friedrich I. von Baden und seiner erlauchten Gemahlin, der Großher­zogin Luise, tatkräftige Gönner. Die hohen Herr­schaften wählten zum Teil selber die Bibel-

54

Sprüche aus, die an den Wänden des Gotteshau­ses den Besucher grüßen. Im Juli 1877 wurde die Kirche unter großer Beteiligung eingeweiht. Das Großherzogpaar wohnte der schönen Feier mit großer Freude bei. Es war ein Tag des Segens und der Gnade, äußerlich von den Strahlen der leuchtenden Engadiner Sonne begünstigt und in­nerlich reich gesegnet durch die Botschaft des lichtvollen Evangeliums in deutscher und fran­zösischer Sprache. Es ist damals gesagt worden, die Kirche sei ein Denkmal der christlichen Brü­derlichkeit und der Einheit des Glaubens bei Verschiedenheit der kirchlichen Gebräuche und Symbole."

„In der sonntäglichen Kollekte zeigte sich, wie ich gelegentlich merkte, ein Unterschied: Die reichen Südfranzosen und welschen Schweizer legten viel Gold und Silber auf den Opferteller. Die Deutschen und Deutschschweizer begnügten sich mit geringeren Münzen. Es ist das bezeich­nend für unseren deutsch-evangelischen Gottes­dienst. Wir haben die schlichten, kleinen Leute, weil sie das Evangelium lieben und sich durch Gottes Wort stärken wollen. Aber sollte nicht doch auch ein Vorwurf darin liegen, daß die Glieder unserer Landeskirchen zu wenig daran gewöhnt sind, auch mit Geldmitteln das kirch­liche Leben zu tragen? übrigens habe ich immer gefunden: Wo ein Mensch zu lebendigem Glau­ben erwacht war, da zeigte er seine tiefe Dank­barkeit auch durch reichliche Gaben der Liebe."

55

„Am St. Moritzer Kirchlein waren nach hinten an der Bergwand zwei Sakristeien angebracht: zur Rechten die große französische, zur Linken die kleinere deutsche. In meiner Sakristei hatte ich wöchentlich zweimal Sprechstunde, in der auch gleich die Bücher der deutschen Bibliothek ausgeliehen wurden. Es war eine schöne Ge­legenheit, mit den Kurgästen in Berührung zu kommen, um so mehr, da diese in vielen Hotels zerstreut waren."

Es wurde damals vom „Schweizerischen Ver­ein für Kurpastoration" die Frage aufgeworfen, ob es nicht möglich wäre, auch zur Winterzeit in St. Moritz eine Kurpastoration einzurichten, was sowohl vom Großherzog wie vom deut­schen Konsul in Davos sehr begrüßt worden wäre; doch hätte zu diesem Zweck in St. Moritz- Dorf ein besonderes Gebäude erstellt werden müssen, was die Sache aus finanziellen Gründen zum Scheitern brachte.

Im Sommer 1913 finden wir Vömel als Kur­pfarrer in Holland, im Meerbade **Katwyk** aan Zee, zusammen mit seiner Gattin, die ihres Asthmas wegen einen Seeaufenthalt benötigte. Der Weltkrieg, dessen Ausbruch ihn im Sommer 1914 in Engelberg überraschte, setzte dann sei­ner Tätigkeit als Kurpfarrer den Schlußpunkt.

An der Christuskirche in Frankfurt

„Es gehört zu den schönsten Erfahrungen eines gläubigen Kindes Gottes, daß es sich in

56

den wichtigsten Entscheidungen ,geführt' weiß", schrieb Vömel einst in einer Betrachtung. Auch zu der neuen Station auf seinem Lebenswege wurde er .geführt", er mußte sie nicht selbst er­kämpfen.

Im Laufe der 22 Jahre, die Vömel in Emmis­hofen amtierte, war gelegentlich ein gewisses Sehnen nach einer Aenderung in seinem Herzen erwacht. Der Grund dazu war hauptsächlich der, daß er sich in seiner Gemeinde am schönen Bo­densee eigentlich recht einsam fühlte; es gebrach ihm an Kollegenschaft. Wohl kam er bisweilen mit seinem Freunde und Studienkollegen Emst **Kappeier** zusammen, der damals in einer thurgauischen Gemeinde amtierte; doch war die Entfernung allzu groß. Durch Vermittlung von Elias Schrenk erging nun im Herbst 1911 uner­wartet die Aufforderung an ihn, in der Christus­kirche von Frankfurt (Main) eine Probepredigt zu halten. Er folgte dem Ruf und wurde alsbald zum Geistlichen dieser Kirche gewählt. Am 10. März 1912 hielt er in E**mm**ishofen die Ab­schiedspredigt.

So groß dieser Wechsel von **Emm**ishofen nach Frankfurt auch scheinen mochte, in religiöser Hinsicht war er recht klein. Beide Kirchen waren im Gegensatz zu einer zersetzenden Bibelkritik ins Leben gerufen worden; es ging vom „Evan­gelisch-kirchlichen Verein" zum „Evangelisch­kirchlichen Hilfsverein". Verschieden waren die beiden Gemeinden nur in ihrer Stellung zur offi­

57

ziellen Kirche. War die Gemeinde von Emmis­hofen seinerzeit zur **Separation ge­zwungen** worden, so stellte sich die Frank­furter Gemeinde **absichtlich außer­halb** der Landeskirche, einerlei welche Rich­tung diese einschlug.

Die Christuskirche war eine der beiden Kir­chen des „Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins von Frankfurt (Main)". Sie war am 21. Oktober 1883 eingeweiht worden; Veranlassung zu ihrem Bau hatte das mächtige Anwachsen der ganzen westlichen Außenstadt in den 80er Jahren ge­geben. „Die Stadt", berichtet Vömel, „wuchs da­mals mächtig an. Es mußte z. B. jedes Jahr eine neue Schule gebaut werden, um die Kinder der vielen zuziehenden Familien aufzunehmen. Aber an den Bau von Kirchen dachte man kaum. Schon war das alte Bockenheim, der heutige Stadtteil Frankfurt-West, zusammengewachsen mit Frankfurt selbst. Aber zwischen der Kathari­nenkirche an der Hauptwache und der Jakobs- kirche am äußersten Ende Bockenheims — etwa eine Stunde zu Fuß — gab es keine evangelische Kirche. Wenn man also die westliche Außen­stadt etwa vom Opemplatz bis zur Bockenhei- mer Warte rechnet, so war dieser Teil vollstän­dig kirchenleer. Es kam aber noch etwas ande­res hinzu: In jenen Tagen zeigte sich weithin ein Abfall der Bevölkerung von der guten Gewohn­heit, am Sonntag zur Kirche zu gehen. Es war der Zug der Zeit, der sich mehr und mehr gel­

58

tend machte. Um so notwendiger aber war es, daß es nicht an Gelegenheit fehlte, das Wort Gottes zu hören."

Diesem Uebelstand wollten einige christliche Persönlichkeiten durch einen Kirchenbau abhel­fen. Besonders war es der schon in jungen Jah­ren zum lebendigen Glauben gekommene Moritz von **Bernus,** der Sproß eines alten Frankfurter Patriziergeschlechtes, der sich mit seiner ganzen Persönlichkeit und seinem gan­zen Vermögen dafür einsetzte. Er hatte zwar einst Theologie studiert, doch versah er nie ein Pfarramt, sondern erblickte seine Aufgabe in anderweitiger Förderung des Reiches Gottes: in der Errichtung von gottesdienstlichen Stätten und der Berufung gläubiger Prediger.

Da Moritz von Bernus sein Werk aber nicht einfach dem Frankfurter Konsistorium unterstel­len, d. h. in der Landeskirche aufgehen lassen wollte, stieß er auf Widerstand. Das führte zur Bildung des „Evangelisch-kirchlichen Hilfsver­eins von Frankfurt (Main)", der sich die Freiheit und Selbständigkeit neben den bestehenden Kirchen zum Ziel setzte und gleichzeitig bestrebt war, mit deren gläubigen Gliedern aufrichtige Brüderlichkeit zu pflegen. Separatismus lag dem Gründer fern. Der Kultusminister erteilte den Geistlichen der Christuskirche das Recht, Amts­handlungen in der ganzen Stadt Frankfurt vor­zunehmen, ohne vorherige Einholung einer Be­willigung der betreffenden Gemeindepfarrer,

59

was auf seiten der Landeskirche eine gewisse Unzufriedenheit hervorrief.

Schwer war es für die Christuskirche, die sich selbst erhalten mußte, geeignete Pfarrer zu finden; meistens war ihre Amtstätigkeit auch nur von kurzer Dauer. Oft wurde der Gemeinde auch nahegelegt, sich der Landeskirche anzu­schließen. So berichtet Vömel: „Ich erinnere mich noch genau, daß nach dem Tode des Herrn von Bemus der Geheimrat Kayser, der Haupt­pfarrer der Matthäuskirche, zu mir kam — und zwar in Frack und Orden, weil es an Kaisers Ge­burtstag war und er gerade vom offiziellen Fest­essen kam. Er wollte mich bestimmen, mich da­für einzusetzen, daß wir uns der Landeskirche anschlössen, und er bot mir an, mir eine Gemeinde im Umkreis der Christuskirche zu geben. Leider konnte ich nicht darauf eingehen, weil ich die Stellungnahme meiner Kollegen und Vorgesetzten kannte."

Der damalige Kultusminister Trott zu Solz dispensierte Vömel von dem vorgeschriebenen Lehrgang, das Konsistorium bestätigte ihn als Pfarrer, und es begann für ihn alsbald eine neue, gesegnete Zeit mit einem vollgerüttelten Maß von Arbeit in ihrem Schoß. Es war gerade noch Zeit, sich vor dem Ersten Weltkrieg in die neuen Verhältnisse einzuleben. „Und",bemerktVömel, „wir hatten den wohltuenden Eindruck, daß alles freundlich und weislich geordnet war."

60

Es war ja nicht mehr das Frankfurt seiner Ju­gendtage, in das er wieder zurückgekehrt war; vieles hatte sich verändert. Manch malerischer Winkel, manch stilles Plätzchen, manch dumpfe, finstere Gasse hatte modernen Neubauten Platz machen müssen. Audi die alte historische Main- brüdce mit ihrem großen Kruzifix, nach dem einst ein schwedischer Soldat im Uebermut ge­schossen haben und durch die zurückprallende Kugel getötet worden sein soll, war dem mo­dernen Verkehr zum Opfer gefallen; an ihrer Stelle prangte ein Neubau. Verschwunden war ferner die finstere Judengasse mit ihren alters­schwarzen, baufälligen Häusern und ihrer 600- jährigen unrühmlichen Vergangenheit; denn sie war einst das Getto gewesen, in das die Juden der Stadt — darunter sogar die Stammeltern der Familie Rothschild — eingesperrt gewesen wa­ren. Verschwunden war aber auch das Hanauer Marktschiff, das am Frankfurter Mainufer an­legte und im Verkehr zwischen den beiden Mainstädten eine bedeutende Rolle gespielt hatte. Und die alten Stadtgräben, an denen Vö- mel einst als Knabe an der Hand der Mutter vor­beigegangen, waren in prächtige Parkanlagen — die Lungen der Stadt — umgewandelt wor­den. Verschwunden war auch die uralte Bäcke­rei in dem kleinen Häuschen an der Großen Friedberger Straße, sowie ihr Inhaber, der treu­herzige, nach Alt-Frankfurter Art etwas wort­karge Bäckermeister Georg Eberlein, bei dem

61

die Schüler einst alltäglich ihre Zehnuhrwecken kauften.

Bei manchen Gemeindegliedern, die es seel- sorgerlich zu betreuen galt, konnte er wahrneh­men, daß sie durch den früheren Besuch von Evangelisationen, z. B. durch die Zeltmission, zum Glauben gekommen waren. Von solchen schreibt er: „War es bei den einen echt und nach­haltig, so daß wirklich ein bleibendes, leben­diges Glaubensleben entstanden war, so hatte ich bei andern den Eindruck, daß ihnen doch auf die Länge, weil die christliche Erziehung in ihrer Jugend gefehlt hatte, etwas abging, ja daß spä­ter leicht auch eine Erlahmung, jedenfalls eine Ernüchterung in ihrem geistlichen Leben eintrat. Ich machte in meiner langjährigen seelsorger- lichen Arbeit überhaupt die Beobachtung, daß Menschen, die in christlicher Hinsicht einer ge­wissen extremen Richtung angehörten und et­was Ueberschwengliches hatten, gar zu leicht ins Gegenteil umschlugen. Wie das Pendel einer Uhr ging es bei ihnen von rechts nach links und wiederum von links nach rechts."

Ein Gegenstand besonderer Fürbitte war ihm stets der Konfirmandenunterricht. Es gab oft merkwürdige Jahrgänge von Konfirmanden, solche, von denen alsbald mehrere der kleinen Schar plötzlich aus dieser Welt abberufen wur­den, und zwar solche, von denen man es am we­nigsten gedacht hatte. Das war für Vömel eine Mahnung, den Unterricht so segensreich wie

62

möglich zu gestalten und immer auf das Ziel der Ewigkeit hinzuarbeiten. Welch große Genugtu­ung war es für ihn, wenn er einem sterbenden Konfirmanden den Weg zum Vaterhause Gottes weisen und dieser in Frieden eingehen durfte in die ewigen Wohnungen! Einige seiner Konfir­manden bekamen durch Vömel Freudigkeit zum Studium der Theologie.

Viel innere Not bereiteten Vömel die vielen fremden Bettler, die an seine Tür klopften. Den weisen Rat seines Kollegen: „Seien Sie gegen diese Sorte Leute so hart wie möglich!" konse­quent zu befolgen, war für seine weichherzige Natur nicht immer leicht; doch lernte er allmäh­lich, vorsichtig, ja mißtrauisch zu sein. „Ich sagte mir bei solchen Beobachtungen immer wieder: Jener Tag wird’s klar machen. Es wird dann of­fenbar werden, daß es schon in diesem Leben galt: Was der Mensch säet, das wird er ernten. Aber auch das wird offenbar werden, daß manch stilles Leidensleben verkannt wurde und die tiefsten Beweggründe nur dem allwissenden Gott bekannt waren. Gnade und Gericht sind die beiden Pole, die schon hienieden über den Men­schenseelen walten."

Dann kamen die schweren Kriegsjahre 1914 bis 1918 mit all ihren Sorgen, Leiden, Spannun­gen und Tränen. Während des Krieges schrieb Vömel: „Der Krieg ist auch ein Bote Gottes. Was menschliche Weisheit nicht vermochte, das vermag er. Er gibt den Dingen und den Men-

63

sehen ihren wahren Wert. Er reißt ihnen die Maske ab und bringt das Wesen selber an den Tag. Er erniedrigt und erhebt. Mir gefällt das Wort ,kriegsgeläutert' so gut. Ja, kriegsgeläu­terte Menschen sollen wir sein, die das Alte in den Tod geben, und deren Herzen zur Ewig­keit gerichtet sind. Wie hatte man hienieden so fest gebaut, so tiefe Wurzeln geschlagen! Man lebte, als ob man immer hier bliebe. Der ganze Luxus unseres verwöhnten Geschlechts war Zeuge davon. Vom Sterben wollte man nichts mehr hören. Da kam das große Sterben und ließ uns nach der Heimat Ausschau halten."

Die Kriegsjahre brachten auch Vömel ver­mehrte Arbeitslast; doch schätzte er sie als „eine reiche und schöne Arbeitszeit im Weinberg des Herrn". „Gerade jetzt", schreibt er in einer Be­trachtung, „brauchen wir den Trost des Evange­liums. Gerade für betrübte Herzen ist der Hei­land da. Die Süßigkeit seiner Liebe will all un­sere Wunden heilen, all unsern Kummer stil­len." Die auch in der Christuskirche eingeführ­ten Kriegsgebetstunden, die anfangs gut besucht waren, fanden später, nachdem die erste Be­geisterung vorüber war, nur noch wenig In­teresse. Während des ganzen Krieges war Vö­mel im Nebenamt auch noch Lazarettpfarrer und hatte als solcher manch imvergeßliches Erleb­nis. Wie manchem Schwerverwundeten durfte er das Sterben erleichtern, wie manchem Gene­senden ein ernstes Wort mit auf den weiteren

64

Lebensweg geben! „Das ist der Trost bei dem Jammer und dem Herzeleid unserer Zeit, daß so viele im Frieden Jesu heimgehen und andere, will's Gott, nach dem Kriege in die irdische Hei­mat zurückkehren mit der Gewißheit im Herzen: Meine Missetat ist vergeben, ich bin versöhnt mit Gott; nun will ich fortan Jesu, meinem Hei­land, leben und dienen!"

Auch während der Kriegsjahre erlebte Vömel mit den Seinen immer wieder das wunderbare Walten der Gnade Gottes, so daß sie wirtschaft­lich besser durch die Jahre der Drangsal kamen, als zu hoffen war. Der älteste Sohn Theodor, der sich beim Ausbruch des Krieges als Mis- sionsbuchhändler an der Goldküste befand, in­terniert wurde und über vier Jahre als Zivilge­fangener auf der Insel Man (Großbritannien) hinter Stacheldraht verbringen mußte, durfte nach Kriegsende wieder heil ins Elternhaus zu­rückkehren.

Die dem Krieg folgende Inflation machte auch der Christusgemeinde, deren materielle Seite durch das Testament ihres Gründers reichlich ge­sichert schien, einen bösen Strich durch die Rech­nung. Man sah sich schließlich ganz auf Glauben und Vertrauen gestellt und damit zugleich auf die fürsorgende, opferwillige Liebe der Gemein­deglieder, von denen die allerwenigsten begü­tert waren, ja von denen die meisten sogar nur von der Hand in den Mund lebten. Aber Gott half hindurch. „Die vergangenen Jahrzehnte",

5 Vömel

65

bezeugt Vömel, „haben den Beweis erbracht,daß tatsächlich solche Freiwilligkeitskirchen auch nach dieser äußeren Seite hin lebensfähig sind. Es erscheint geradezu als ein Wunder, daß die Mittel zum Unterhalt von 2 Kirchen, 2 Vereins­häusern, 2 Pfarrern, 2 Stadtmissionaren, 2 Orga­nisten, 2 Küstern usw. immer aufgebracht wer­den konnten, ohne jede staatliche Unterstützung und Beihilfe aus öffentlichen Kassen. Es fehlte dem Werk wahrlich nicht an Segen von oben. Es hat sich auch gezeigt, daß da, wo Liebe zum Wort Gottes ist, auch geldliche Opfer gebracht werden, und zwar ausreichend."

Eine große Wohltat war es für Vömel, als die Grenzen sich endlich wieder öffneten und er mit seiner durch ihr Asthmaleiden schwer angegrif­fenen Gattin wieder zur Erholung in die Schweiz kommen konnte. Er durfte im Jahre 1919 seinen Freund Ernst **Kappeier** in Zollikon - Zürich für einige Zeit im Amt vertreten und in seinem Pfarrhause wohnen. Und in den folgenden Jah­ren geschah dies noch öfters. Bei dieser Gelegen­heit befreundete Vömel sich mit Frau Rieter- Bodmer im Rietberg, Zürich - Enge. Die edle Wohltäterin, die ihre schöne, über dem See ge­legene Villa gern zum Treffpunkt vieler gebil­deter und christlicher Persönlichkeiten machte, — auch Kaiser Wilhelm II. weilte dort im Herbst 1912 —, kam Sonntags öfters nach Zollikon, um Vömels Predigten zu hören. Auf ihrem Gut be­fand sich auch das Lavater-Häuschen, in das

66

einst Lavater sich gern zu stiller Betrachtung zurückzog.

Leider war es Vömels Gattin nicht vergönnt, an den Gestaden des schönen Zürichsees wieder zu genesen; ihre inneren Organe hatten durch ihr Asthma zu sehr gelitten. Sie wurde am 20. September 1922 von ihrem schweren Leiden erlöst. Ihr Heimgang geschah, wie sie es sich oft gewünscht hatte; „Du kannst durch des Todes Türen träumend führen und machst uns auf ein­mal frei." Im Schlaf ging sie hinüber. Ihr Gatte sollte die letzten 27 Jahre seines Erdenlebens noch allein pilgern und seinen erwachsenen Kin­dern die Mutter ersetzen.

In den 20er Jahren wurde Vömel in regel­mäßigem Turnus zu den Morgenfeiern am Frankfurter **Rundfunk** zugezogen. „Ich habe", bemerkt er dazu, „gern mitgearbeitet. Da wir in der Gemeinde einen Kirchenchor und einen Posaunenchor hatten, die unter Leitung des langjährigen Dirigenten Schweizer standen, halfen diese Chöre gern mit und verschönerten die Feier. Mehrmals liefen nach diesen Morgen­andachten Briefe aus den verschiedensten Ge­genden ein — oft solche mit Zustimmung, aber auch solche mit Kritik." Leider hörten dann zu Anfang der 30er Jahre diese religiösen Feiern überhaupt auf.

Im Jahre 1937 legte Vömel seine Tätigkeit an der Christuskirche altershalber nieder und zog sich in den Ruhestand zurück.

6\*

67

Der Sdiriftsteller

Alexander Vömels literarische Ernte besteht in einer stattlichen Reihe inhaltsschwerer, größerer und kleinerer Bände, die zum Teil recht ansehnliche Auflageziffem erreichten.

Wie ist Vömel zum Schreiben gekommen? Die Anfänge gehen bis in die Emmishofener Jahre zurück.

Seine erste Arbeit bestand in einer kleinen Broschüre zugunsten des Sonntags. Ein eng­lischer Sonntagsfreund war auf den Einfall ge­kommen, einen Wettbewerb in deutscher Sprache für die 100 besten Arbeiten zum Lobe des Sonntags zu veranstalten. Auch Vömel be­teiligte sich daran und verfaßte unter dem Titel **„Ein köstliches Kleinod.** Ein Beitrag zur Sonntagsfrage" eine Arbeit, die ihm mit 60 Mark honoriert wurde und alsbald bei der Wuppertaler Traktatgesellschaft im Druck er­schien. Dieser bescheidene Erfolg ermutigte ihn zu weiteren Veröffentlichungen.

Bei ihrem Wegzug aus dem E**mm**ishofener Pfarrhaus hatten die Töchter des verstorbenen Dekans Steiger in einem Hintergebäude noch eine ganze Kiste mit alten Briefen und Schriften zurückgelassen und Vömel ersucht, einmal nach­zusehen, ob sich darin noch etwas Brauchbares vorfände. Wie groß war dann sein Erstaunen, als er in der Kiste ein ganzes Bündel Briefe seines Ururahnen, Jung-Stilling, entdeckte, die dieser

68

100 Jahre zuvor an Pfarrer Steigers Schwieger­vater, Professor Altdorfer in Schaffhausen, und dessen Sohn, einen Blindgeborenen, der von **ihm** mit Erfolg operiert worden war, gerichtet hatte!

Der äußerst wertvolle Fund wurde Vömel großzügig überlassen und gab später den Anlaß zur Herausgabe des Buches **„Briefe Jung- Stillings an seine Freunde“,** in das auch die wichtige Korrespondenz zwischen La- vater und Jung-Stilling einbezogen ist, die Vö­mel im Züricher Stadtarchiv zur Verfügung stand.

Auch eine Neubearbeitung von Jung-Stillings **„Lebensgeschichte"** sowie dessen **„Heimweh"** wurde von Vömel besorgt. Es war längst schon sein sehnlichster Wunsch ge­wesen, einmal jene Stätte zu besuchen, wo sein berühmter Vorfahre aufgewachsen war. Eine Fe­rienreise ins Wuppertal, verbunden mit der Teil­nahme am Missionsfest der RheinischenMission, an der sog. „Wuppertaler Festwoche", veran- laßte ihn zu einem Abstecher ins Siegerland, die Heimat Jung-Stillings. An einem schönen Juli- nachmittag wanderte er samt einigen andern Stilling-Freunden nach dem Dörfchen Grund bei Hilchenbach (Stilling änderte in seiner Selbst­biographie den Namen ab in: Tiefenbach bei Florenburg), das in einer herrlichen, bewaldeten Gegend zu Füßen des Schloßberges liegt. Der bescheidene Ort mit seinen wenigen Dutzend Häusern hatte seine ursprüngliche Gestalt seit

69

Stillings Jugendzeit kaum geändert. Vömel fand auch noch das im Jahre 1730 von Stillings Eltern erbaute Geburtshaus vor, das eine Gedenktafel trägt.

Anläßlich von Stillings 100. Todestag im Jahre 1917 und seines 200. Geburtstages im Jahre 1940 durfte Vömel in der Kirche von Hilchenbach je­weils die Festrede halten, was ihn mit dank­barer Freude, zugleich aber auch mit demütigem Staunen erfüllte „über Gottes herablassende Gnade, die auch in diesem Stück in mir Schwa­chen sich mächtig erwies".

Und von Stilling zu dessen Freund und Zeitge­nossen Joh. Kaspar L a v a t e r war es für Vö­mel nur ein kurzer Schritt. So verfaßte er auch von diesem weltbekannten Züricher Gottesmann ein wertvolles Lebensbild, das 1927 in zweiter, erweiterter Auflage erschien und große Beach­tung fand.

Vereint mit Dora Schiatter veröffentlichte er sodann unter dem Titel **„Unsere Vorbil­der“** einen Band kleiner Lebensbilder. Aus Vömels Feder stammen die Skizzen über Emst Moritz Arndt, Jung-Stilling, Ludwig Richter, Arnold Bovet, Dr. Barnardo und P. von Bodel- schwingh.

Gleichsam die Krone von Vömels biogra­phischen Arbeiten aber bildet sein Lebensbild des Grafen Ferdinand **Zeppelin,** das den Namen des Verfassers in aller Welt und in allen Volks­kreisen bei jung und alt rasch bekannt und be­

70

liebt gemacht hat. Vömel verfaßte das Buch un­ter Mithilfe von Zeppelins Tochter Hella, der späteren Gräfin Brandenstein-Zeppelin, die er konfirmiert, und die ihm ein halbes Jahrhundert lang jedes Jahr in Erinnerung an ihre Einseg­nung einen Brief schrieb. Graf Zeppelin erschien Vömel nicht nur groß, weil er eine große Erfin­dung gemacht hatte, sondern weil er im Glück demütig blieb und im Unglück das Gottvertrauen nicht verlor. Auch seine Gattin bewahrte sich durch Tiefen und Höhen ihren Christenglauben. Vömels Zeppelinbuch war ein großer Erfolg; es wurde in 49 000 Exemplaren verbreitet.

Ein viel beachtetes Buch Vömels war ferner **„Geistliche Briefe aus allen Jahr­hunderten",** von dem kurz vor dem Zweiten Weltkrieg eine Neuauflage in die Wege geleitet worden war, dann aber unterblieb. Das interes­sante Werk enthält Briefe von Jüngern und Jüngerinnen Christi aus der Apostelzeit, aus dem Mittelalter (Bernhard von Clairvaux, Tau- ler u. a.), aus der Reformationszeit (Luther, Cal­vin, Zwingli u. a.) sowie aus der neuesten Zeit (Wiehern, Bodelschwingh usw.).

Alexander Vömel ist aber auch der Verfasser einer stattlichen Zahl von Werken erbaulichen und erzieherischen Inhalts. Das bekannteste darunter ist sein Jugendbuch **„Folge mir nach** !", Worte der Liebe für den Lebensweg junger Christen, das besonders als Konfirman­dengabe geschätzt war. Ferner **„Ein sonni­**

71

**ges Heim",** ein Wegweiser zum häuslichen Glück, das ebenfalls weiteste Verbreitung fand und verschiedene Auflagen erlebte. Aber auch **„Leben und Liebe“,** Blicke in Zeit und Ewigkeit, und **„Himmelwärts",** Allerlei für Herz und Leben, fanden viele dankbare Leser. In seinem Werke **„Vom Hirtenstab zum Königszepter"** schildert Vömel interes­sante Züge aus dem Leben Davids, während er uns in seinem kleinen Bändchen **„Reife Gar-** b e n" allerlei Erlebtes und Erlauschtes aus sei­ner eigenen langjährigen Amtstätigkeit be­richtet.

Manche von Vömels Büchern erschienen im Verlag Carl Hirsch, Konstanz, andere in dessen Emmishofener Zweig, unter der Leitung von Johannes Blanke stehend, der ein treues Mit­glied der Minoritätsgemeinde war, und dessen sieben Kinder von Vömel getauft wurden. Als weitere Verleger sind noch zu erwähnen: Emil Müller Verlag, Barmen; Buchhandlung des Er­ziehungsvereins, Neukirchen; Joh. Schergens, Frankfurt; Fr. Reinhardt, Basel; W. Loepthien - Klein, Meiringen.

Vömel schrieb hauptsächlich für die breiten Schichten des Christenvolkes und bediente sich eines schlichten, natürlichen Stils. Er bemerkte dazu: „Ich war mir bei einer gewissen Leichtig­keit im Schreiben immer bewußt, daß meiner nüchternen Darstellung die künstliche Begabung fehlte. Mir ging es immer um den eigentlichen

72

Inhalt, bei den Biographien um die Persönlich­keiten und ihren Lebensgang, also um die Tat­sachen, nicht um den künstlerischen Schmuck, erst recht nicht um das Haschen nach Beifall und Erfolg." Er benutzte jede freie Stunde des Tages zum Schreiben, und zwar war das Geschriebene dann gleich druckfertig; eine Umarbeitung war nicht mehr erforderlich. Er war ein Künstler in der Einteilung und Ausnutzung der Zeit und wußte nichts von Zeitmangel; nachts arbeitete er nicht. Er hatte in dieser Hinsicht viel von Carl Hilty gelernt, dessen lebenspraktische Bücher er sehr schätzte, und aus denen er manches treff­liche Wort in seinen eigenen Schriften zitierte, wie übrigens auch von Alexander Vinet, dem großen christlichen Lausanner Gelehrten. Schrei­ben war für Vömel Erholung. Von Großvater Langewiesche hatte er auch eine gewisse poeti­sche Ader geerbt, die hauptsächlich in mancher­lei gehaltvollen Gedichten für Familienfeste zum Ausdruck kam.

Nicht unerwähnt darf zum Schlüsse Vömels jahrzehntelange Mitarbeit am religiösen Wo­chenblatt **„Der christliche Volks­bote"** in Basel bleiben, wozu ihn seinerzeit sein väterlicher Freund, Pfarrer Theodor Sara- sin, der damalige Chefredakteur des Blattes, be­wog. Während mehr als 40 Jahren, bis zum Ein­gehen des Blattes Ende 1941, schrieb Vömel die von den Lesern immer sehr geschätzten Leit­

73

artikel. In dieser langen Zeit sah er drei Chef­redakteure kommen und gehen.

So strömte auch von Vömels Schreibtisch viel Segen und Licht in die Welt hinaus.

Zur Heimat hin

Nachdem Alexander Vömel, wie wir bereits gesehen haben, im Alter von 73 Jahren sein Pfarramt in Frankfurt (Main) niedergelegt hatte, zog er nach Altenhaßlau bei Gelnhausen, zu sei­ner ältesten Tochter Maria, der Gattin von Pfar­rer Ferdinand Schroeter. Dort im geräumigen Pfarrhaus, umgeben von Enkelkindern, fand er ein schönes, ideales Heim und durfte weiterhin für viele im Segen wirken. Das Wort des Psal- misten bewahrheitete sich bei ihm: „Und wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blü­hen, fruchtbar und frisch sein" (Ps. 92, 15).

Seine geistige Elastizität nahm mit dem Alter immer mehr zu, und mit seinem reichen Wissen, seiner langjährigen Erfahrung und der Reife sei­nes edlen Herzens suchte er auch fernerhin sei­nem Herrn und Meister zu dienen. „Herr, laß mich nicht ohne Arbeit sein!“ war seine stete Bitte. Und diese Bitte wurde immer wieder er­hört. Immer wieder wurde er zu Aushilfs­diensten im Predigtamt gerufen, sogar von der französisch-reformierten Gemeinde in Frank­furt. Nie aber bot er sich selbst an, sondern im­

74

mer ließ er sich von Gott führen, bis er wieder zu einem Dienst gerufen wurde. Ferner widmete er sich auch weiterhin seiner literarischen Tätig­keit und in ganz besonderem Maße der Lektüre. „Ich habe", bekennt er, „in den folgenden neun Jahren viel gelesen, alte und neue Bücher, vor allem die Bibel in verschiedenen Uebersetzun- gen, dann Biographien, theologische Literatur, namentlich auch Kirchengeschichte." Er war ja seit vielen Jahren Bücherrezensent und hatte von Berufs wegen all die vielen Neuerscheinun­gen auf dem Büchermarkt zu durchstöbem und zu besprechen. Das bereicherte nicht allein sei­nen Geist, sondern auch seine Bibliothek.

Vömel erfuhr die Wahrheit des Goethewor­tes: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle." So schreibt er: „Wie oft habe ich in der Jugend gewünscht, ungehindert ohne Kopfschmerzen und Augenmüdigkeit lesen zu können, und mußte mich darin sehr beschrän­ken! Im Alter konnte ich soviel lesen, wie ich wollte. Wie mangelte es mir früher oft an reich­lichen Geldmitteln — während man mich, trotz dem kleinen Gehalt, für einen reichen Mann hielt —; im Alter, als meine Kinder längst alle versorgt waren, konnte ich mir manches Nütz­liche und Angenehme gestatten."

Es ging von dem greisen Christen eine Atmosphäre des Friedens und der Liebe aus, die seine ganze Umgebung beeinflußte; es wurden alle guten Geister wach. In seiner Nähe war

75

leicht gut sein; denn er verstand es, im Men­schenherzen alle guten Triebe zu pflegen. Auch besaß er ein helles, liebevolles Auge und ein aufmerksames Gedächtnis für den einzelnen Menschen und die einzelnen Dinge. Neben den Erwachsenen erfuhren dies im besonderen Maße auch die Kinder. Gern scharten sie sich in den Abendstunden um ihren Großvater, der ihnen aus einem passenden Buche vorlas und an ihren Erlebnissen und Nöten lebhaft Anteil nahm.

Die verschiedenen religiösen Strömungen be­schäftigten ihn bis ins hohe Alter; nicht immer konnte er ihre Ansichten teilen. „Man kann", schreibt er, „in jungen Jahren aus dem Anders­artigen lernen, aber wir dürfen uns dabei nicht selbst aufgeben, d. h. unsere Eigenart, unsere Individualität nicht preisgeben. Im Alter müssen wir erst recht bei dem geistig Erworbenen blei­ben und es zu vertiefen suchen."

Einst wurde er aufgefordert, bei einer Konfe­renz einen Vortrag zu halten über das Thema: „Was ich kommen und gehen sah im Reiche Got­tes während der letzten 50 Jahre". Er berichtet darüber: „Da habe ich viel und vielerlei er­wähnt, u. a. die starke Heiligungsbewegung, die im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts christliche Gemüter so stark erfüllte, wie z. B. die von **Pearsall Smith.** Und er hatte manche Nachfolger. An der segensvollen Wir­kung dieser Bewegung zu zweifeln, wäre töricht. Sie war sogar nötig als Gegenwirkung gegen die

76

kirchliche Orthodoxie — andere sagen nur als Ergänzung —, die es bei der Rechtgläubigkeit bleiben ließ. Aber ich stimme dem nüchternen Urteil des Baseler Theologen, Direktor W. Ar­nold, bei, der sich damals äußerte: ,Ich fürchte, das viele Reden von Heiligung und sodann die Loslösung vom tiefen Grund des Kreuzes, die bei manchem eintreten kann, könnte zu bösem Schaden gereichen.' Mir ist zeitlebens sowohl in meinem persönlichen Glaubensleben als auch in meiner langjährigen Verkündigung die biblische und reformatorische Rechtfertigungslehre das wichtigste gewesen. Man kann und darf dabei freilich niemals die Heiligungslehre vergessen. Aber gibt es überhaupt eine Rechtfertigung ohne ernstliches Trachten nach Heiligung? Schlimm aber ist es, wenn man solche Bewegungen vom Kreuze Christi trennt und die evangelische Heilslehre nicht genügend betont. Man kann es bei den Erscheinungen in der Kirchengeschichte sehr oft beobachten, daß es jedesmal vom Uebel war, wenn man in Einseitigkeiten verfiel und entweder die Lehre oder das geistliche Leben vernachlässigte. Der Rationalismus und der Pietismus, so verschieden sie auch sind, haben darin oft die gleiche Versuchung gehabt, daß sie die christliche Lehre hintanstellten und so ein­seitig das christliche Leben betonten, während andererseits die Orthodoxie oft die Anwendung der Lehre auf das Leben vergaß und so zur Er­starrung führte. **Lehre und Leben,** biblisch-

77

reformatorische Heilslehre und christliches Le­ben, das zur Tat wird in der Liebe, das ist wah­res, echtes, bleibendes Christentum."

Auch zur Zeit des „Dritten Reiches" und des Zweiten Weltkrieges konnte Vömel vielfach Gottes Führung und Bewahrung erleben. Er wußte sich auch in jener schweren Zeit seinem Volke gegenüber verantwortlich und war be­müht, ihm das Wort Gottes zu erhalten und die Christen im Ausharren zu stärken. Damals wur­de es ihm klar: „Nicht Menschen machen die Weltgeschichte, sondern Gott. Menschen sind aber Gottes Werkzeuge, durch die er seinen Willen kundtut. Das will nicht sagen, daß die Menschen dabei nicht irren können; aber letzten Endes führt Gott doch seinen Plan durch."

Als nach dem Zweiten Weltkrieg die schrift­stellerische Tätigkeit unterbunden blieb, da war ihm der Kanzeldienst, den er vertretungsweise immer noch versehen konnte, eine große Freu­de. Eines Sonntags hatte er dabei ein köstliches Erlebnis. Es war im Hessischen, auf der Kanzel seines Schwiegersohnes, wo er die Sonntagspre­digt halten sollte. Der Gemeinde war bekannt­gegeben worden, daß an diesem Tage ein Vikar erscheinen werde, und sie stellte sich im Geiste einen blutjungen Theologen vor. Da stand Vö­mel bereits auf der Kanzel und sah, wie die Kir­chenbesucher ungeduldig um sich blickten, als würden sie jemand erwarten. Wie groß war dann aber das Erstaunen der Leute, als sie er­

78

fuhren, daß eben der greise Vömel der erwartete Vikar sei!

Daß er in einem Alter von über 80 Jahren noch so häufig auf der Kanzel stand und ernstlich theologisch arbeiten konnte, das kam ihm immer wieder wie ein Wunder vor. „Und", bemerkt er, „es ist auch ein Wunder; denn Wunder sind nicht nur solche Erlebnisse, da plötzlich für menschliche Fassungskraft unbegreifliche Ände­rungen eintreten, sondern auch da sind Wunder, wo wir beständig die edles tragende und helfen­de Gotteskraft erfahren und seine starke, weise und gnädige Hand uns niemals stecken läßt."

Als Ende März 1945 amerikanische Bomber kamen, hielt Vömel in größter Seelenruhe den Karfreitagsgottesdienst im Keller des Pfarrhau­ses von Altenhaßlau, im Beisein von etwa 70 Personen. Mitten im Kriegslärm ließ er sich den inneren Frieden nicht rauben, sondern blick­te unentwegt auf Gott, den Lenker alles Ge­schehens.

In Frankfurt wurden sein Geburtshaus, das Pfarrhaus und die Christuskirche ein Opfer der Bombenangriffe. Als dann nach dem Kriege eine Notkirche erstellt wurde, predigte Vömel auch dort wieder. In seinem weiten Herzen hatten auch die Flüchtlinge Raum, deren Schicksal er voller Teilnahme mittrug. Ferienaufenthalte im Schwarzwald und in Orselina bei Locarno er­quickten seinen Leib und seine Seele. Sein in­nerer Mensch aber rüstete sich immer mehr auf

79

die letzte große Reise zur Heimat hin. Mit viel Gewinn vertiefte er sich in die Bücher von H. Martensen - Larsen: „An der Pforte des Todes", „Ein Schimmer durch den Vorhang" und „Am Gestade der Ewigkeit". Bis zuletzt bildete auch das griechische Neue Testament seine tägliche Lektüre.

Noch in den letzten Tagen hinein beschäftigte er sich mit einer Arbeit über die Umwelt seines Ahnen Jung-Stilling, bis ihm Gott durch einen ersten Schlaganfall selbst die Feder aus der Hand nahm. Zwei Wochen vor seinem Tode hielt er noch Konfirmandenunterricht, dann traf ein neuer Schlaganfall das Sprachzentrum, so daß er nicht mehr reden konnte, obgleich sein Geist noch ganz klar war. Dankbar war er für Bibelsprüche, die seine Angehörigen ihm vor­sagten. In seiner Sterbestunde schien es den Umstehenden, als sähe er Engel; denn mit großer Verwunderungblickte er bald nach rechts, bald nach links und von oben nach unten, Wie man einer hohen Gestalt entlangsieht.

Alexander Vömel starb am 21. März 1949 im Alter von 85 Jahren. Seine sterbliche Hülle wurde, wie einst die seines Großvaters, seines Vaters und seiner Gattin, auf dem Frankfurter Hauptfriedhof, jenem Friedhof, den er zeit­lebens als den „schönsten städtischen Friedhof" bezeichnete, zur ewigen Ruhe gebettet.

„Selig sind, die Heimweh haben; denn sie sollen nach Hause kommen!" (Jung-Stilling).

80

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Eine Reihe christlicher Lebensbilder

Die durchweg ausgezeichnet abgefaßten Schriften eignen sich in ganz hervorra­gendem Maße zur Verwendung im Reli­gionsunterricht, für Konfirmanden- und Jugendstunden, für Männer- und Frauen­abende, für die Zurüstung der Helfer und Helferinnen im Gemeindedienst sowie als feine Geburtstags- oder Weihnachtsgabe an verdiente Gemeindeglieder und an unsere Jugend.

„Evang. Kirchenbote für die Pfalz“

In jedem Band betrachtet man nicht nur den Ablauf eines bedeutenden Lebens, man sieht auch staunend Gottes Wunder­wege im Leben der Männer und Frauen, man erkennt die ernsten Führungen und die ausgestreckten Segenshände des Mei­sters, dessen Eigentum das Leben des einzelnen geworden war.

„Männliche Diakonie“

Das ist ein außerordentlich glückliches Unternehmen, die Lebensbilder dieser Zeugen Gottes in so volkstümlicher und plastischer Art darzustellen. Die literari­sche Verwertung der besten Quellen ist dabei besonders hervorzuheben. Ein wirk­licher Dienst zur kirchengeschichtlichen Blickerweiterung und Glaubensstärkung.

Sup. Lic. Th. Brandt

